

112-130 Auf

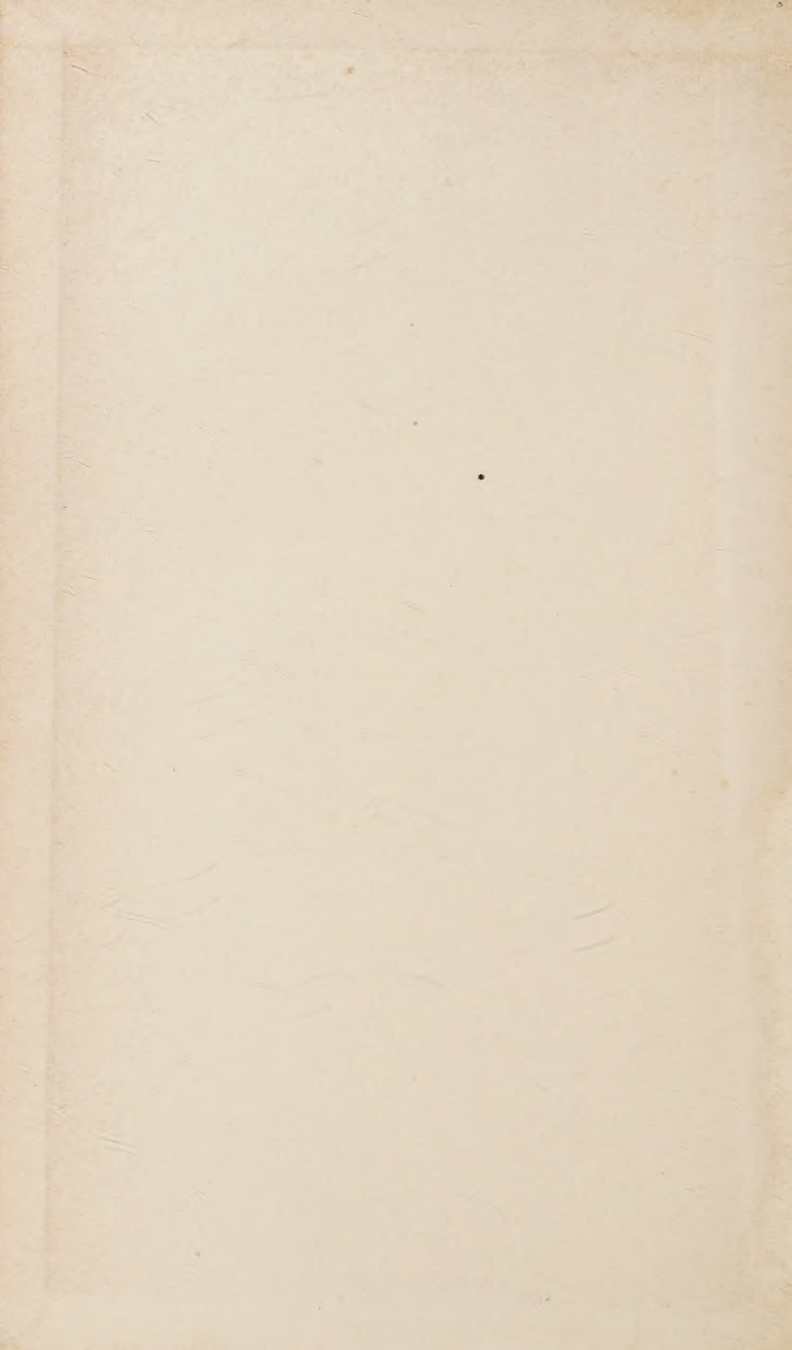
Die Front in Tirol

von

Franz Karl Ginzkey




Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte
S. Fischer · Verlag · Berlin



(JUN) HV

20-

Sammlung von
Schriften zur Zeitgeschichte



Digitized by the Internet Archive
in 2024



G. d. K. Viktor Dankl
Landesverteidigungskommandant in Tirol

Die Front in Tirol

von

Franz Karl Ginzkey

1916

S. Fischer . Verlag
Berlin

Sechstes bis neuntes Tausend

Alle Rechte vorbehalten, besonders die der Übersetzung
Mit 8 Abbildungen. Titelzeichnung von Professor Egger-Lienz

Meinem lieben verehrten Freunde
Oberstleutnant im Generalstabe
Karl Schneller

Volk, wie bist du stark erwacht,
Ganz zur großen That befreit!
Ehern schaffst du, treubedacht,
Zeit von Sandwirt Hofers Zeit.

Viel von deinem reinen Blut
Ruht verscharrt in Polens Sand.
Greisentroß und Knabenmut
Nimmt das Feuerrohr zur Hand.

Doch nicht nur der Mensch allein
Recht geharnischt sich empor:
Wald und Welle, Eis und Stein,
Lauern in ergrimtem Chor.

Drohend wuchtet Turm an Turm.
Wildbach faucht die Schlucht entlang.
Föhn erbraust im Wolkensturm.
Gletscher knirscht mit Donnergang.

Volk und Erde, schmachbedroht,
Bäumt sich himmelzugewandt.
Über allen Gipfeln loht
Zorniger Rote Purpurbrand.

I n h a l t

Von Innsbruck nach Riva	11
In den Felskavernen	24
Das Hochgebiet von Falgareit	35
Der Kampf mit dem Bulldogg	46
Ali Baba, der Herr des Kamelrückens	58
Neben dem Kriege I.	70
Dolomitenabenteuer	77
Der Schuster aus Florenz	87
Die Standschützen	93
Neben dem Kriege II.	110

Von Innsbruck nach Riva

Du schönes Land des Ernstes und der Treue! Keiner unter deinen üppig angewachsenen Feinden konnte deinen Ingrimme tiefer entfachen, als jener eine, gottverlassene, in eitler Ruhm- und Habsucht verlorne, der nicht weiß oder wissen will, was Treue heißt. Der Treubegriff war allezeit das hohe Brot der Seele für Tirol. Urkräfte von Anbeginn, fels- und erdentquollen, uns heute noch geheimnisvoll in Wesen und Wirkung wie vor Jahrtausenden, haben am inneren Wachstum dieses Volkes nicht minder mitgebaut als an seinem stählernen Leibe. Die Berge lassen im donnernden Spiel Lawinen rollen, sie senden Quellen auf Wanderschaft, erlauschen im Wolkenwehn die Wunder der Ferne, im tiefsten aber lieben sie das Beständige. Wuchtig in sich selbst beharrend, genügen sie sich auch selbst, Bestätigung von außen her verlangen sie nicht. Und das Volk hier ist nicht anders als seine Berge; sich selbst und anderen Treue zu halten, ist ihm einfach das Selbstverständliche.

Seit der neue Herr Feind die Maske gelüftet und seine groteske Losung ausgegeben: Tirol bis zum Brenner!

seither ist hier bei aller ernstestn Erwägung der Lage so etwas wie eine beruhigte und fast heitere Befreiung im ganzen „Landl“ erwacht. Man weiß jetzt endlich und für immer, mit wem man es zu tun hat, und man weiß auch, um was es geht. Es geht für den Tiroler, dem die Freiheit Lebensbedingung ist, um Sein oder Nichtsein. Und das ist ihm gerade recht. Im höchsten Einsatz das Leben immer aufs neue zu gewinnen war ihm seit Urväterzeit, bewußt und unbewußt, die angemessenste Form des Kampfes in Jagd und Rodung, in Spiel und Schlacht. Wohl haben die Ausgleich suchenden Formen der neueren Zeit hier vieles gemildert; aber Geschlecht um Geschlecht ist hier herangewachsen im Gedenken der Vätertat.

Der schöne Abend hat mich auf die Höhe der Hungerburg heraufgeloct. Welch trohig erhabenes und doch auch wieder freundlich herzerwärmendes Bild! Gigantisch umstellt von geharnischter Bergwacht, ruht auf smaragdgrünem Sommerteppich eine der schönsten Städte der Welt. Die graugelben Schleudermogen des ungestümen Jnns verblassen bereits in der Tiefe, es rettet sich das Licht die Höhen hinauf. Hier oben inmitten üppiger Bergwiesen ist noch das große Musizieren wach; ein kleiner, feder Vogel hat die Führung drüben im Höttingerwald. Jetzt tut der Wind einen Pfiff — droben auf schwindelnder Höhe reitet Frau Hitt, die Versteinte, ein finsterer Schattenriß vor stahlgrauem Nordhimmel. Die seligen Gipfel im Süden aber glühen, glühen. Es gibt ein Märchen, das heißt Tirol. Der Erbfeind wird es nicht gefährden!

Als hätte der Geist dieses Landes die kommende Stunde geahnt, hat er dem Volke drei wissende Boten von heute vorausgesandt, die ihm zu sagen haben: Volk, werde hart; Volk, lerne deine Scholle noch tiefer schauen; vergiß bei all deiner sanften Gottesliebe auch deiner alten Götter nicht, denn ihrer ist die Streitbarkeit. Karl Schönherr, Egger-Lienz, Artur v. Wallpach. Der eine schwingt den stählernen Hammer und prägt dem Geschehen die Weihe des Unerbittlichen auf; der zweite läßt seine Menschen in Form und Farbe in hoher Erdgeborenheit erglühen; der dritte schlägt einsam und gottzugewandt die ritterliche Harfe nach alter, noch lange nicht erstorbener Bardenart.

Ich komme abends an dem still bescheidenen Patrizierhause vorbei, das Artur v. Wallpach bewohnt. Vor Jahren war ich sein Gast auf seiner köstlichen Burg Unger im Eisacktal und erlebte dort durch einige Stunden ein pietätvoll bewahrtes Stück Mittelalter. Wie ich mich jetzt nach ihm erkundige, erfahre ich, was ich erwartet hatte: Wallpach kämpft seit Wochen droben am eisigen Grenzpaß gegen den türkischen Feind, der ihm die Heimat bedroht. Er befehligt dort eine Kompanie der Innsbrucker Standeschützen, die ihn zu ihrem Hauptmann erwählte. Wie sehr mag der Dichter, der in Jagd und Gefahr die Seele sich immer wieder vom Staub des Tales reinwusch, dort droben nunmehr in seinem Element sein. Artur v. Wallpach war zeitlebens ein Kämpfer. In seinen außerhalb Tirol noch leider viel zu wenig bekannten Liedern flammt Zeile für Zeile ein prächtiger Männertrog auf gegen alles

Gleisnerische, Verwelschte, Undeutsche. Nun holt er droben mit dem Schwerte nach, was er etwa noch im Lied versäumte. Auf dem Bahnhof, als es dem Abschied galt, schrieb er noch rasch mit fiebernder Hand ein Lied an sein Volk:

Kein Bube ist so feig und schlimm,
Daß ihm das Herz nicht immer schrie:
Zur Hade greif, den Stützen nimm!
Schlag tot, schieß tot, zermalme sie!
Parole sei und Feldgeschrei:
Die Heimat ungeteilt und frei!

Das klare, erdgetreue Wesen dieses stolzbescheidenen Sängers, der seinem Volke todesmutig auch zur Tat voraneilt, sticht wunderbar bezeichnend gegen seinen ungleich berühmteren Kollegen im feindlichen Lager und dessen bombastisch in sich selbst erhitzte Phrasen ab. Sitzt auch Herr Gabriele d'Annunzio bereits bei seinen Alpini droben auf irgendeinem umschossenen Felsengrat? So zwischen zwei- und dreitausend Meter, zur Rechten den Gletscher, zur Linken den Kugeltod? Er könnte dort mithelfen, die Suppe auslöffeln, die er seinem verirrtten Volke eingebröckelt. Aber die Macht seiner wohlgedrechselten Rede hätte dort droben im Angesicht der schweigenden Höhen wenig Gewalt. Seine Leute würden ihm sagen: Mann, gib uns die Tat und entschäle den Kern deines Denkens. Das Spiel der Begriffe verliert hier jeglichen Wert.

Auf der Plattform der Innsbrucker Elektrischen. Eine etwa siebzehnjährige Schöne steigt in Begleitung eines

jungen Mannes ein, der offenbar ihr Bruder ist. Eine schlanke Blondine, die kindliche Wange tief gebräunt, Lederoock, Bergschuh, die Kugelbüchse überquer — Diana, eine magdliche Jägerin. Auf dem mädchenhaft-fraulichen Antlitz liegt noch der Abglanz der besonnten Berge, denen sie eben entstieg. Und auch ein Blißchen Firnelicht ist noch im dunklen Aug zu finden. Ein schönes Sinnbild ihrer schönen Heimat, die ganze Erscheinung scheint mir prächtig in diese ernste Stunde zu passen. Sie scheint zu sagen: Auch wir Frauen sind zur Stelle! Unser ist die Güte, aber auch die Kraft.

Abmeldung bei Sr. Erzellenz dem Landesverteidigungskommandanten General der Kavallerie Viktor Danfl. In dem mittelgroßen Hotelbau, der den obersten Befehlshaber Tirols samt seinem Stabe beherbergt, fühlt man sich schon beim Eintritt wie elektrisch umspinnen von den tausendfältigen Energien und der unablässig hin und wieder huschenden Spannung des surrenden Kriegsrades. Hier weht der innerste Herzschlag eines großen Geschehens, von hier aus strömt der Entschluß eines Einzelnen Tag und Nacht ohne Unterlaß an die äußerste Front hinaus, hält ein eiserner Wille einen Heerbann todestrogiger Männer über Fels und Schlucht und gletscherstarrende Öde kraft- und zielbewußt umschlossen.

Und steht man dann im völlig schmutzlosen Arbeitszimmer vor dem kartenüberdeckten Tische dem ergrauten, scharfblickenden Reitergeneral gegenüber, der aus Polens

blutgetränkten Gefilden sich den Beinamen des Siegers von Krasnik heimholte, schaut man in dieses fluge, energisch vergeistigte Soldatenantlitz, so weiß man sofort den Mann vor sich, der das Schicksal dieses bedrohten, von ihm heißgeliebten Landes auf Tod und Leben zu seinem eigenen gemacht hat. Und man wird von einer wunderbaren Beruhigung, ja Gewißheit erfaßt um das tröstliche Ende und verspürt zugleich jenen seltenen Zauber, der den vornehmsten Menschheitsfreuden zuzuzählen ist — die Wirkung einer starken herzugewinnenden Persönlichkeit.

Fahrt nach Süden, über den Brenner. Auf den Giebeln vieler Schlösser und Landhäuser weht die Fahne des Roten Kreuzes. Landstürmler bewachen die Strecke, viele im Bauernrock, die schwarz-gelbe Binde am Arm. In Franzensfeste gibt's ein Ereignis — die ersten gefangenen Italiener. Ein Trüpplein von etwa zwanzig, meist sehr jungen Braungerockten, in voller Bepackung, das Käppi allzeit verwegen schief auf dem Ohr, etliche ein wenig verlegen lächelnd. Die Unseren blicken ernst, ohne Haß oder Hohn. Diese würdige Ruhe dürfte den Italienern, insofern ich sie aus vieljähriger Praxis zu kennen glaube, allmählich etwas unbequem werden. Zur besseren Einsicht ist es jetzt aber zu spät.

Wie die Italiener die Bahnrampe passieren, müssen sie an einer unerwünschten Sensation vorüber — ein Haufe gefangener Russen verlädt eben Säcke auf einen Waggon. Das erste Zusammentreffen der beiden neuen



Artur von Wallpach
als Hauptmann der Innsbrucker Standschützen vor seiner
Waldstellung in den Dolomiten

Bundesgenossen, die sich verblüfft anstarren, erweckte allgemeine Fröhlichkeit.

Eine persönliche Anmerkung sei mir hier noch anzufügen erlaubt, die mir für des Schicksals ewige Bunttheit recht bezeichnend scheint. Knapp vor der Abfahrt erkenne ich auf dem Bahnhofe in einem Hauptmann einen alten Regimentskameraden. Wir dienten einst beide als Leutnants in einer der malerisch entlegenen Küstenbaracken von Pola, saßen monatelang mit unseren hundert Leuten draußen in der blaugrünen Einsamkeit, wo die Eidechsen versonnen blinzeln, der Skarabäus gelassen seine Weltfugel dreht, die Lerche trillernd aus den Wacholderbüschen steigt. Solche Gelegenheit bringt menschlich näher. Der ernste, wissenszugewandte Leutnant schien mir für die Kriegsschule wie geschaffen. Rasch frage ich seinem Schicksal nach, bei welchem Regiment er stehe, in welcher Garnison. Er aber antwortet lächelnd: „Ich bin nur im Kriege noch Soldat. Ich bin seit zehn Jahren Doktor der Philosophie und Naturwissenschaftler in München.“ Da trägt auch schon der Schnellzug mein erstauntes Gesicht davon.

Abends Ankunft in Trient. Das schöne Dante-Denkmal schaut mir gerade ins Hotelfenster herein. Mit dem Feldstecher ziehe ich das scharfe, hagere Sängergesicht dicht an mich heran und habe plötzlich das Gefühl, daß sich das nicht schide. Mit diesem Dichter Italiens (welch eines andern Italiens!) stehen wir auf bestem Fuße. Im

übrigen steht er selbst jenseits aller Zeitlichkeit. Das ist das Vorrecht der Unsterblichen. Eben schreiten ein paar ungarische Soldaten an ihm vorüber, ich höre den einen respektvoll sagen: „Ez Dante a nagy költő.“

Eine Kaiserjägerkapelle marschirt jetzt unten auf, stellt sich in einen Kreis und schickt frohe kriegerische Weisen in die Felsen hinauf. Es wimmelt von Soldaten aller Waffengattungen. Bürgerlich aber ist die Stadt so gut wie ausgestorben. Es erwies sich als nötig, die Stadt zu evakuieren. Bekanntlich lebt jetzt ein großer Teil der Einwohnerschaft des Trento bei Familien in Nieder- und Oberösterreich, in Mähren und Böhmen. Es geht den Leuten dort nicht schlecht, wenn sie nicht etwa die Sorge um die Heimat drückt. Jedermann, auch die Kinder, bekommt ein Kostgeld von neunzig Hellern täglich, für Kleider und Schuhe wird ebenfalls von Staats wegen gesorgt. Über das Schicksal von Haus und Habe können die Leute des Trento im übrigen beruhigt sein. Es herrscht hier keine Soldateska, sondern der wohldisziplinierte österreichische Soldat. Nachtsüber hallt es von Patrouillenschritten in den toten Gassen. Wer sich hier etwa am fremden Eigentum vergreift, verfällt dem Kriegsrecht.

Es wird uns gestattet, die neuangelegten Befestigungen im Süden und Norden Trients zu besichtigen. Ein freundlicher und wohlunterrichteter Hauptmann vom Festungs-

Kommando ist mein Führer. Wie vieles gäbe es hier zu erzählen über die enorme Arbeit, die in unerhört kurzer Zeit geleistet wurde. Begreiflicherweise darf darüber nichts veröffentlicht werden.

Wie sehr man hier nach jeder Richtung hin besorgt ist, die Festung Trient in all ihren Bedürfnissen vom Außenland möglichst unabhängig zu machen, zeigten mir mehrere klug und praktisch improvisierte Einrichtungen, die ich besuchen durfte. So besonders die famose „Molkerei“, eine Art grandioser Almwirtschaft im Tal, die aus dem Prinzip heraus entstand, daß die Kühe unter dem massenhaft aufgestauten Schlachtvieh sich vorläufig noch nützlich erweisen können. Sie stehen nun, viele Hundert an der Zahl, in Reih und Glied in einem halboffenen Riesenstall und haben nichts anderes zu tun, als Milch zu geben, was ihnen ohnehin Bedürfnis ist. Ein wackerer Zugsführer der Kaiserjäger fungiert als Obersenne und leitet den Milchstrom in die richtigen Wege. Eine mächtige Buttermaschine tut unaufhörlich das ihrige und so ist die Garnison mit Milch und Butter in eigener Regie versorgt, was bei dem Mangel an Bauern in der Umgebung sehr wichtig ist. Auch ein idyllisches Pferdesanatorium wurde mir gezeigt, desgleichen eine geniale „Fabrik für alles“, wo vom Sattelriemen bis zur Lafette, vom Rucksack bis zum Maschinengewehr alles Erdenkliche repariert oder auch neu geschaffen werden kann. Vom obersten Kommandanten herab bis zum letzten Standschützen ist hier alles in scharfer und frohgemuter Bereitschaft.

Im flinken Auto über Bezzano, Castell Toblino und Arco nach Riva. Das Tal ein reisendes Paradies, das Korn fast schon sichelbereit, Mais und Wein in prächtiger Entwicklung. Die Heimat des *Vino santo*. Es wird Arbeit kosten, diese gewichtigen Schätze rechtzeitig hereinzubringen, und sie wird wohl nur von dem hier weilenden Militär besorgt werden können, wenn es um jene Zeit nicht etwa am blutigen Handwerk ist. Wir passieren mehrfache Stellen, wo scharf kontrolliert wird. Die Einsamkeit der baumlosen, völlig brachliegenden Höhen hat sich nun auch des Tales bemächtigt. Die meist mehrstöckigen Gehöfte stehen verlassen, Tor und Fenster sind dem heißen Himmelslicht geöffnet, allüberall ein hartes Schweigen, es ist Kriegsland, durch das wir fahren. Am stärksten verspürt man das in Riva. Hier saß der Gardaseefahrer des öftern neben seinem Koffer am Hafen und wartete auf das Dampfschiff, das ihn nach Gardone bringen sollte, in das schöne gastliche Haus am See, wo einst Paul Heyse zehn Jahre lang sein stilles Dichterleben geführt. Das Warten wurde damals niemals lang, es gab immer Kurzweil im Hafen, Lastträger rannten mit gigantischem Damengepäck, Passagiere drängten um die Zollbeamten, in der Osteria ging es festlich zu, der im Baedeker wohlvermerkte Mittagswind, die *Dra*, ließ die bunten Fischerboote an der Mole tanzen und schlug die kleinen Plätscherwogen ans Gestein. Nun sitzt man hier auf einem Anderkübel als der einzige, der wirklich einzige Mensch auf dem ganzen Hafenplatz, der von oben bis unten und

bis in den Schatten der Kolonnaden hinein mit nichts anderem als mit gespenstiger Mittagshitze erfüllt ist.

Der Festungskommandant hat die Freundlichkeit, uns einen Hauptmann des Artilleriestabes als Führer mitzugeben, und nun geht es scharf die Höhen hinauf. Auf dem Wege erzählt der Hauptmann von den kleinen Patrouillengefechten, die droben an der Grenze stattfinden. Die Grenzlinie, überall noch fest in unseren Händen, läßt sich dem freien Auge leicht beschreiben. Vom Monte Altissimo, dem höchsten Punkt des Monte Baldo, stürzt sie steil zum See hinab, teilt dort die gleiche Woge zwischen Freund und Feind und klimmt jenseits den scharfen Grat zum Monte Corno wieder hinauf. Bei diesen Aufklärungsplänkeleien tritt immer wieder als Kuriosum zutage, daß sämtliche, auch die kleinsten Patrouillen italienischerseits immer von Offizieren befehligt werden, während wir auch unsern verlässlichen Unteroffizieren das Kommando ruhig anvertrauen. Vor wenigen Tagen ereignete sich folgende, sehr bezeichnende Episode: Eine feindliche Abteilung, etwa 25 Mann stark, hatte sich unter Führung eines Offiziers an den Lago di Ledro vorgeeschlichen. Eine kleine Patrouille von zehn Mann der Unsern entdeckte und stellte sie. Ihr Kommandant, ein junger Unteroffizier, war ein Welschtiroler, was hier besonders zu erwähnen ist. Als der feindliche Offizier sich erspäht sah, rief er unserm Unteroffizier auf italienisch zu: „Wir sind Brüder!“ Er erhielt zur Antwort: „Ihr seid Verräter!“ Da rief der Offizier: „Hinter mir ist eine

Kompanie!" Der Unfere gab wohlgemut zurück: „Hinter mir ist ein Bataillon!" Da wollte der Offizier mit den Seinen flugs davon, aber schon hatte ihn eine wohlgezielte Kugel niedergestreckt. Den Italienern kostete dieser Spähgang drei Tote, vier Mann, die verwundet, zwei, die unverwundet in unsere Hände fielen. Eigene Verluste — Null, eine erfreuliche Formel, die sich hier schon oft wiederholt hat. Dem Offizier, der an Ort und Stelle liegen bleiben mußte, sandte man einen Arzt hinaus, aber es war bereits zu spät. Seither hat sich keine feindliche Patrouille mehr an den Lago di Ledro vorgetraut.

An unsern Befestigungen würde auch dem Laienzweierlei sofort ins Auge fallen: daß sie einerseits den löblichen Zweck verfolgen, dem Feinde möglichst furchtbar zu sein und daß sie anderseits der eigenen Besatzung eine möglichst große Sicherheit zu bieten suchen. Dieser Grundsatz der allseitigen Rücksicht und Fürsorge für den einzelnen Mann tritt hier überall geradezu überraschend zutage. In mächtigen, wohlverborgenen Felskavernen kann die Besatzung hier das schwerste Granatengewitter überdauern. Vor solch einer neugeschaffenen Höhle finden wir gerade die wackeren Landstürmler um den Mittagstisch versammelt, jeder hat eine wohlgefüllte Eßschale mit leckerem Makkaroni vor sich. „Treubruchnudeln" werden sie hier von den Soldaten genannt.

Späht man über solch ein mächtiges Erdwerk feindwärts hinweg, erschließt sich dem staunenden Auge eines der schönsten Landschaftsbilder dieses so reich gesegneten

Erdenwinkels. Der See tief unten in seinem unbeschreiblichen Blau, die graugrünen Felskolosse in phantastisch gewaltigem Zug, darüber treibende Wolken in strahlender Helle. Zum Überfluß hat sich hier und dort ein Stengel roten Mohns am Horizont des Erdwalls gastlich niedergelassen, das gibt nun den entzückendsten Vordergrund. Sind solch idyllische Betrachtungen an einem Orte ungeheuerlichen Ernstes, wie es dieser ist, erlaubt? Warum soll ein großes Problem die Vielheit der Welt gefährden? Man braucht nur mit diesen braven Soldaten hier eine Weile zu reden, um zu erkennen, wie sehr sie sich ihr warmes, vielgestaltiges Menschentum in all seiner inneren Heiterkeit und opfermütigen Zuversicht zu behaupten mußten. Sie stehen hier alle im Dienste einer großen und gerechten Sache. Das wirkt befreiend, hebt aus der Alltagskleinlichkeit empor und läßt, vielleicht weil auch der Bruder Tod ein Wörtlein mitspricht, das ewig bunte, grausam schöne Leben in jeglicher Form willkommen sein.

In den Felskavernen

Fahrt auf die Ponalestraße. Das ist aber nicht wie in Friedenszeiten. Droben auf scharfbesonttem Felsgrat hockt der Herr Feind auf mittlere Schußdistanz. Wenn er sich ein Späßchen leisten wollte. . . . Das schöne Wetter aber läßt ihn gut gelaunt sein. Auch von drüben, jenseits des Sees, von den klaren Höhen des Monte Baldo, können uns die italienischen Spähpatrouillen wohl bemerken. Mit der wohligen „Naturbetrachtung“ ist es hier vorbei. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um die grandiose Gräßlichkeit des Kampfes sich auszumalen, der sich hier einmal entspinnen könnte und dessen Kosten der Angreifer in gewaltigem Übermaß zu tragen hätte. Das schmale, kaum fünf Meter breite Band der Seestraße müßte das Schlachtfeld sein. Zur Rechten und Linken, höhen- und tiefwärts, ist nirgends Rettung möglich. Von oben mäht das Maschinengewehr, unten wartet der See. Der Feind, der hier offen anrennen wollte, ist wohl noch nicht geboren. Immerhin aber heißt es bereit sein.

Was liegt jetzt nicht alles auf dieser Straße herum, vor und hinter den gewaltigen Tunneln, die zu zähnefletschenden Festungstoren geworden sind. Das feuchende Auto hat es nicht leicht. Auch gibt es für den Lenker hier

ein besonderes Vergnügen — die Mauer gegen den zweihundert Meter tief unten blinzelnden See ist stellenweise abgetragen, um ein gedecktes Anschleichen feindlicherseits zu verhindern. Nur der völlig Schwindelfreie kann jetzt an den Rand heran. Solange die Straße uns allein gehört, ist alles in Ordnung. Plötzlich aber schnauft uns ein Ungetüm von Lastfuhrwerk entgegen, dem es säuberlich auszuweichen gilt. Da gibt es nun einen Augenblick, da wir alle mit gleich liebevollem Interesse auf den äußeren Radreifen starren, der fast zur Hälfte bereits dem bröckelnden Abgrund angehört. Es ist das eine jener Sekunden, da das gewisse sanfte Strömen die Kopfhaut wärmt und die Seele einen leisen Knicks macht vor den musizierenden Englein, die sie droben erwarten.

Man zieht es schließlich vor, das letzte Stück der Straße bis zur vielberühmten oberen Brücke vor dem Ponalefall zu Fuß zurückzulegen. Hier streift der Blick das schattendüstere Ledrotal; ein weiteres Vorgehen höhenwärts wird uns nicht gestattet, da wir uns allzu herausfordernd und wohl auch völlig zwecklos den lauernnden Flinten der Italiener preisgeben würden.

Wann immer ich den schönen Ponalefall in kommenden Friedenstag wieder schauen werde, er wird mir kein ähnlich eigenartiges Erlebnis sein. Schon deshalb nicht, weil dann das freundlich lästige Gewühl der Sensationspäher und Rodenwanderer nicht mehr fehlen wird. Zur Stunde ist hier nichts als eiserne Einsamkeit, erfüllt vom Donnergespräch der Wasser, und tief, tief unten der

verlassene See in seiner Urweltbläue. Und unumschränkter Herr in diesem wartenden Himmelswinkel ist der brave Mann, auf den es jetzt vor allem ankommt, der Soldat.

In Rovereto kurze Rast in der Rosenlaube einer verlassenen Villa. Indessen blättere ich ein wenig in meinem Reisehandbuch. Schau, schau, was man da nicht alles erfährt. Auch hier haben deutsche Kraft und deutsche Gründlichkeit den bürgerlichen Wohlstand vorbereitet. Die ersten Maulbeerbäume wurden zwar bereits unter venezianischer Herrschaft gesetzt, aber es war nur ein dürftiges Seidenspinnen mit Menschenhänden, und die schlauen „Lombarden“, die mit schwerer, knisternder Last aus dem Süden brennerwärts vorbeistrebten, mochten hier mehr an Absatz als an Einkauf denken. Da waren es zwei Nürnberger Verleger, Wolkamer und Gütteler, die hier Anno 1580 die erste durch Wasserkraft betriebene Seidenspinnerei errichteten. Und hundert Jahre später war es wieder ein Nürnberger, Friedrich Sichart, der hier das erste große Seidenhandelshaus erstehen ließ. Damit war Bresche gelegt für die sich mächtig steigende Industrie, die es in dem verhältnismäßig kleinen Orte schließlich auf sechzig Fabriken brachte.

Erwähnenswert erscheint mir auch, daß hier vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten von einigen beschaulich originellen Köpfen eine seltsame wissenschaftliche Vereinigung gegründet wurde, die sich „Accademia degli Ugiati“, die „Akademie der Bequemen“, benannte. Im

Wappen führten die Herren eine Schnecke, die eine Pyramide hinaufzukriechen sich anschickt. Ihr Motto war die alte schöne Weisheit aller Besinnlichen: „Mit Eile ist im Geiste nichts getan.“ Dieser Gesellschaft, die seit dem Jahre 1784 sogar ein Jahrbuch herausgab, gehörten viele berühmte italienische Künstler und Gelehrte an. Aber auch klangvolle deutsche Namen wie Kannegießer, Litzrow, Sonklar zählten sie zu den Ihrigen. Es war in den Tagen jener befreiten, von völkischer und persönlicher Habsucht noch unberührten Verständigung, die uns heutzutage wie ein verschollenes Märchen vorkommt.

Indes wir uns nun zum Marsche auf die Höhe rüsten, macht sich über uns in der harrenden Sommerluft ein Gewitter bereit. Je freier der Blick sich ergeht, um so grandioser wirkt die Landschaft in phantastischen Lichtkontrasten. Nach einstündigem Marsch wird eine kleine Ortschaft erreicht, deren Name hier verschwiegen bleiben soll. Aus den steinigen Häusern spähen überall Soldatenkappen. Es kommt der Hauptmann, der Major, der General. Alles trägt hier die schlichtgrauen Mannschaftsmäntel; man muß gewaltig spähen, eh man die Charge der Herren erkennt. Der General versammelt uns in einem fahlen, geräumigen Zimmer neben der Küche. Nur etliche invalide Stühle sind da und ein großer wackliger Tisch, auf dem wir die Karten ausbreiten. Draußen wird es indessen immer finsterer; elektrische Taschenlaternen werfen ihren zierlichen Zauberkreis. Der General benötigt die Karte nicht. Wie er uns jetzt das

Detail der ihm anvertrauten Stellungen erklärt, steht er unbeweglich da und schaut immer vor sich hin auf einen Punkt an der Wand. Aus seiner ruhig energischen Stimme glaubt man herauszuspüren, wie sehr er mit seiner ernstesten Aufgabe eins ist, wie alle Kräfte von da draußen in ihm zusammenströmen, wie ein eiserner Wille sie wieder entläßt. Man sieht es auf den ersten Blick — es ist der „un-
nerböse“ Kommandant, ein Gottesgeschenk für die Seinen. Wir hören, daß der Gegner auf der ganzen Linie Verstärkungsarbeiten vornimmt, was nicht gerade das Kennzeichen einer flotten Offensive ist. Nur mit Spähpatrouillen tastet er unser Gelände ab.

Seine Führung ist vorsichtig, spähend, zögernd. Sein bisheriges Artilleriefeuer war nicht zu wirkungsvoll, es gibt nur ganz wenig Verwundete bei uns. Die Unseren jubeln, wenn es auf Patrouille geht. Da gilt es noch den weidlichen Kleinkrieg, wo der einzelne Mann das Schicksal an sich heranläßt, Brust an Brust. Die wackeren Landstürmer melden sich immer freiwillig hinaus mit ihren unfehlbaren Büchsen. Das Resultat der kleinen Kämpfe ist immer das gleiche: die feindliche Belästigung wird weggeblasen. Gerade gestern, erzählt der General, haben wenige Leute der Unseren eine italienische Offizierspatrouille nach kurzem Feuergefecht total vernichtet. Darauf hin sandten die Italiener gleich vierzig Mann auf einmal gegen unser Häuflein vor, da meldeten sich unsere Kanonen zum Worte. Aber schon bei der zweiten Silbe, sie war ein Volltreffer, zerflog der Feind in die Felsen zurück

und vergaß das Wiederkommen. Und was für Prachtkerle gibt es hier! Gendarmeriepostenführer Haas spaziert ganz allein in eine Ortschaft hinein, obwohl er sie von den Italienern besetzt vermuten muß. Dem ersten, der ihm begegnet, entreißt er einfach das Gewehr; einen feindlichen Offizier, den er auf der Brücke sieht, schießt er herab. Erst als es von allen Seiten herbeiwimmelt, kehrt er wohlbehalten zu den Seinen zurück. Immer ist es eine Art heroischen Übermutes der Unseren, die hier diktiert, eine Auffpeicherung und zeitweise Explosion an Kraft und Thatenlust, ein gutes Reservoir für die heißen Tage, die jedenfalls noch kommen werden.

Während der General so erzählt, begibt sich unten im Hofe eine feldmäßige Szene; ein paar bärtige Standschützen haben soeben im Gewitterregen ein Ferkel abgestochen. Ganz lautlos war das zugegangen, allen Respekt! Einer überstreut es jetzt mit Asche, ein anderer schabt es mit einem abenteuerlichen Werkzeug lilienblank, der Regen wäscht es ab.

Bei einer Zigarette wird noch eine Weile gewartet, dann geht es ins Freie hinaus. Der General trotz seiner grauen Haare elastisch voran, kaum vermag man ihm über Stoß und Stein zu folgen. Fünfzehn Jahre hat er hier in Tirol bei den Kaiserjägern gedient, da können wir Talschleicher nur kümmerlich mit. Auf einer felsigen Kuppe hält er schließlich ein. Es ist sein Standort. Ein Sitz für Götter, auch im kriegerischen Sinn. Er weist auf einen selig umsonnten Gipfel zur Rechten, den der Saum des

Gewitters eben noch streift: „Das ist mein rechter Flügel!“ Er deutet links auf ein düsteres Felsenhaupt, das voller Donner noch umgrollt: „Dort oben steht mein linker Flügel!“ Und den ungeheuren Raum dazwischen füllend, bildhaft leuchtend, lacht das köstlich romantische Gewoge der wechselnden Täler und Höhen, halb von Regen gepeitscht, halb von Sonne geküßt. Und drüben, auf nicht allzu fernen Nebelkämmen, lauern die Geschütze unseres jüngstverflossenen „Bundesgenossen“, der uns dieses von fast tausendjähriger deutscher Führung und deutscher Nachbarschaft gesegnete Paradies entreißen wollte, indes wir gerade „beschäftigt“ waren. Er nennt das: seine natürlichen Grenzen berichtigen.

„Wenn das Wetter nicht so unsichtig wäre,“ meint der General, „könnten wir jetzt leicht eine Granate von da droben abbekommen. Mir würde es nicht viel machen,“ setzt er lächelnd hinzu. Man glaubt ihm das gerne. Hat er doch, gleich fast allen Offizieren, die hier im Süden stehen, die hohe eiserne Schule im Norden mitgemacht. Als der Sturm ihm früher den Mantel aufriß, sah ich das Bändchen des Leopolds-Ordens und das Eiserne Kreuz.

Über ein wildes Gewirr von Sprengblöcken, Schuttrinnen und Steinriegeln schlüpfen wir schließlich in die vordersten Stellungen hinein. Sie sind dem steinigen Erdreich, zuweilen auch dem nackten Fels in harter Mühe abgewonnen. Diese wind- und wettergepeitschten Schützenstände am Saume der turmhohen Felsen und jäh abstürzenden Hänge, sie sind wie die unsichtbare furchtbare

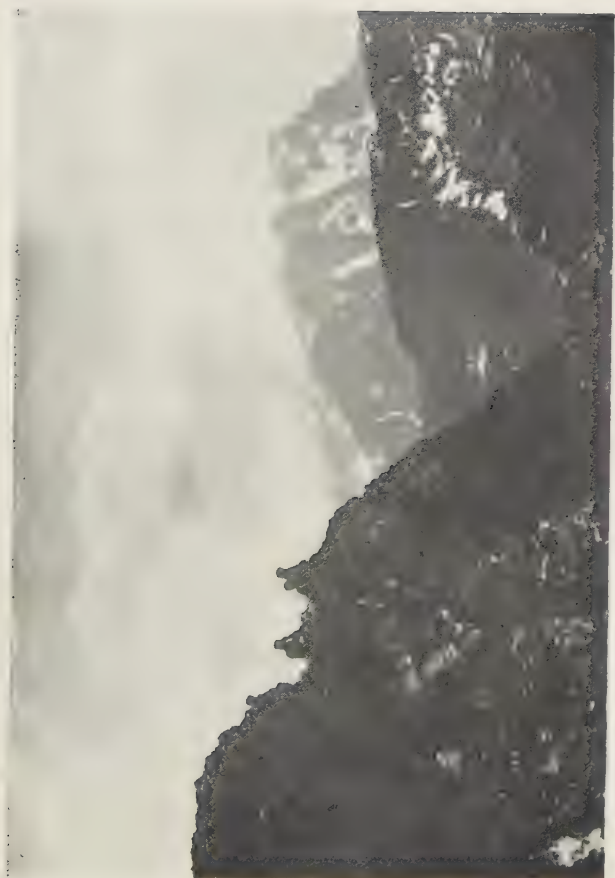
Krönung einer ungeheuren natürlichen Felsenburg. Nie hätte Menschenhand allein dieses Bollwerk schaffen können. Es ist in seiner ganzen gigantischen Unbezwingbarkeit wie von Gottes Hand gegen Sünden getürmt, hier ist die Natur mit uns im offenen Bunde. Und sollte ein Tollkühner es wagen, hier auf allen vieren kriechend heraufzuklimmen, so wartet hinter jeder Scharte die entschlossene Büchse eines Standschützen mit peinlicher Frage auf ihn.

Für alle Fälle aber gilt es, bereit zu sein. Zu meiner staunenden Wanderung auf dieser grimmig wehrhaften Himmelshöhe pfeift jetzt der Föhn das richtige Lied, die letzte verspätete Wolke gießt noch tüdtsch ihren schwarzen Saß aus, schon gurgeln kleine Bäche durch die Sohle der Schützengraben. Da wandern wir plötzlich Hunderte von Stufen einen dunklen gedeckten Schacht hinab, tasten uns durch betonierte Maulwurfsgänge, deren drohende Scharten, Schlig an Schlig, geheimnisvoll aus allen Falten der Felswand äugen. Und der rüstige Hausherr immer voran. Jetzt landen wir bei den wackeren Standschützen aus Untermais, wetterharten und eisengrauen Fünfigern und Sechzigern, die aber auch manches bartlose, noch nicht siebzehnjährige Bürschlein sich zur Seite haben, jung und alt mit dem punktscharfen Jägerblick, die richtigen wehrhaften Geier für dieses Felsenest. Der General nimmt die Meldung ihrer Offiziere entgegen und hat für jeden ein kameradschaftlich ermunterndes Wort. Auf seine Frage, wie es mit dem Ergebnis des letzten Probeschießens bestellt sei, wird ihm schmunzelnd gemel-

det: Fünfzig Prozent! Anders geben sie es nicht, die Standschützen aus Untermais. Einer holt sich fünfzig, das mag wohl genügen.

Einer dieser prächtigen Unbedingten wird mir besonders in Erinnerung bleiben. Er mochte sich in dem ihm zugehörigen Teil des Schützengrabens so sicher und unfündbar zu Hause fühlen, daß er begonnen hatte, sein von allen Wettern und Winden geliebtestes Heim zu „schmücken“. Eine gewaltige, rotblumige Matratze hat er sich heraufgeschafft, die Stützpfeiler seiner Höhle hat er mit grellbunten Heiligenbildern beklebt, unter dem Bette lugt ein Fäßchen Wein hervor. Klausner und Krieger in einer Person, wird er sich gewaltig gegen jede von feindlicher Seite angeregte Übersiedlung sträuben, das ist gewiß.

Im übrigen muß man sich hüten, dergleichen etwa allzu humoristisch betrachten zu wollen. Zum Humor, dieser befreienden Krönung des überwundenen Augenblicks, ist in diesen kriegerischen Tagen nur jener berechtigt, der diesen Augenblick bis ins letzte durchkostet. Dem Außenstehenden geziemt vor jedem dieser prächtigen, hochsinnigen Männer bedingungslose Bewunderung, so wie sie ihr bißchen Bürger- und Bauernfriede und -freude um der Heimat willen bedingungslos in den Schützengrabens trugen. Am liebsten möchte man jedem von ihnen die Hand drücken; tut man es nicht, so ist es nur, weil der Tiroler Standschütz dergleichen nicht braucht und auch nicht sonderlich mag.



Den Italienern gegenüber

Glitschige Stufen zu Hunderten rutscht man hinab, schwindelnde Leitern kriecht man hinauf, am Ende gelangt man wieder auf die felsige Kuppe heraus. Da halten wir verwundert ein — aus tiefer Erde von irgendwo vernehmen wir Gesang, geheimnisvoll gedämpft, und doch deutlich vernehmbar — das alte, unsterbliche Lied vom guten Kameraden. Schon ist der General uns voran in einem steil nach abwärts führenden Höhlengang verschwunden; an gut sechzig Meter geht es die breit und hoch durch den Fels gesprengte finstere Röhre hinab, und am Ende, wo das Himmelslicht dämmernd hereingrüßt, stehen wir vor einem — Geschütz, das kühn und unvermittelt hinauslacht mit seinem knallrunden Mund. Es wird mit sich nicht spaßen lassen, das ist gewiß. Eine fröhlich entschlossene Kumpanei steht um das brave Feuerrohr herum, und wie der General jetzt zu den Höhlenkanonieren spricht, blüht es ungestüm in ihren Augen auf: Wann wird die Stunde sein? Ja, wir sind Kriegskavaliere geworden trotz aller Not der Zeiten, jetzt mehr als zuvor. Den letzten Dolchstoß glaubte man uns zu versetzen, und was für köstlich neue, ritterliche Kräfte hat man in uns geweckt. Ein deutsches Kapitel fürs Lehrbuch der Völkerseelenkunde!

Zum Abschied läßt uns der General ein stilgemäßes Soldatenfrühstück reichen — Ziegenkäse, Brot und Wein. Es schmeckt uns köstlich. Und wie er nun hier auf der ragenden Höhe das Glas erhebt und sein fluges, verwittertes Soldatengesicht uns anlacht, blüht Sonne um den roten

Wein. Die Berge wuchten im dräuenden Kranz, droben verhuscht das Gewölk, ein letzter, leiser Donnergruß verrollt in der Ferne — da muß ich des schönen Tiroler Liedes gedenken, das nun so zeitgemäß und furchtbar zur Wahrheit zu werden verspricht:

Abler! Tiroler Abler!
Warum bist du so rot?
Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot,
Davon bin ich so rot.

Das Hochgebiet von Folgareit

Es liegt eine Ortschaft auf der Höhe östlich von Rovereto, die heißt Folgareit oder Vielgereuth. Die Italiener behaupten allerdings, sie hieße Folgaria und möchten sie gern in die treubruchigen Arme schließen. Um die Schöne zu gewinnen, werfen sie ihr Tag für Tag ihre infamen Knallbonbons von 28 Zentimeter Durchmesser zu, die sie noch dazu von anderen Kumpanen sich schenken ließen. Es wird aber nichts daraus, dessen können wir die Herren versichern!

Diese Ortschaft auf der Höhe gilt es heute zu erreichen. Im Sausesflug, ein knatterndes schwarz-gelbes Fähnlein voran, biegen wir bei Calliano in das mächtige Roßbachthal. Zwei Buben auf einem Schotterhaufen brüllen wie besessen: Abasso l'Italia! In dieser Gegend ist zweimal schon im Lauf der Jahrhunderte das gute Bauernblut geflossen und beide Male nicht umsonst. Einmal wurden hier die Venezianer unter Führung ihres berühmten Feldherrn San Severino durch Herrn Friedrich v. Capell, Stadthauptmann von Trient, bis zur Vernichtung geschlagen. Es war vor länger als vier Jahrhunderten und der Tiroler Landsturm hielt auch damals die Höhen besetzt, indes die regulären Truppen sich im Tal wie wilde Dog-

gen in den Feind verbissen. Und drei Jahrhunderte später waren es napoleonische Truppen, die hier bei Galliano recht bitter daran glauben mußten.

Am traumhaft trogigen Kastell Beseno vorbei, schrauben wir uns langsam höhenwärts. Die brave Straße schmiegt und biegt sich um all die tausendfältigen Launen der Urform; scheinbar fügsam, gewinnt sie immer befreiter das Himmelslicht. Ich las gelegentlich, die kleine Gemeinde Folgareit habe diese Prachtstraße vor länger als fünfundzwanzig Jahren auf eigene Kosten erbauen lassen. Da kommt man aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Es ist eine Riesenleistung, die Unsummen verschlungen haben muß; sollten da nicht andere Mächte mitgesprochen haben? Die Folgareiter lebten jedenfalls im Glauben, diese Straße habe nichts Wichtigeres zu tun, als ihre müden Füße in die Heimat zurückzuführen. Ihr eigentlicher, noch viel ernsterer Zweck wird jetzt erst klar — sie führt geradeaus in den Krieg. Hier an irgendeiner Stelle, wo das Rauschen des Roßbachs kaum noch aus der Tiefe herauftönt, sind Leute mit roten Kappen und schwarzgelben Armbinden mit unheimlicher Arbeit beschäftigt. Auch Frauen und Mädchen sind dabei, was zu dieser Beschäftigung eigentlich gar nicht paßt. Sie flechten und weben Stacheldraht.

Vor Mezzomonte (der Ort hieß einmal Mittenpherg) kommt uns ein kleiner schwarzlockiger Kerl entgegen mit einer Ziege am Strick. Sie will uns geradewegs unter

die Räder. Daraufhin erhebt der Junge ein ganz entsetzliches Gebrüll, ein Gebrüll von einer tragischen Wucht und Größe, wie ich noch zeitlebens keinen Jungen brüllen sah. Und er erreicht, was er beabsichtigt; wir halten an und helfen ihm das Ziegenfräulein beiseite schieben. Wie ich mich später umwende, sehe ich ihn spitzbübisch hinter uns lachen. Wäre ich Theaterdirektor, mein Wort, ich engagierte den Kerl auf der Stelle.

Reiche Bestände mächtiger Föhren und Lärchen begleiten uns, das Haupttal liegt immer verloren unten, ein feder Wind springt auf, er bringt uns Höhenluft. Und endlich liegt es reich und weit in schönem Glanz vor uns, das hügelwellige Hochgebiet der uralten Bauerngemeinde Folgareit. Die schmucken, weißgetünchten, durchwegs mehrstöckigen Häuser des Hauptortes bauen sich malerisch um die rottürmige Laurenziuskirche, Felder wogen rings und alles hohe Grün hat einen satten, reichen Glanz. Und doch ist alles, was hier an friedlich erdgetreuem Leben sich durch Jahrhunderte fortspann, zur Stunde wie ausgelöscht. Auf den Höhen donnern die Werke herüber und hinüber, und das was an flimmernder Stille dazwischen liegt, durchreitet auf ungeschlachtetem Streitroß, die alterprobte Lanze überquer, der grimme unsterbliche Menschheitszüchtiger, der Krieg.

Ein junger, in seiner flotten Felduniform höchst stilgemäßer Landesjüghauptmann hat uns bereits erwartet und führt uns unverweilt auf unseren Posten.

Höllisch mühsam geht es einen kieseligen Karrenweg aufwärts, der wohl auch das Bett eines ausgetrockneten Wildbachs sein mag. Endlich sitzen wir auf einer kleinen Matte am Abfallsrücken des Monte Cornetto, der diese ganze kriegerische Landschaft wie ein ungeheurer Kugelfang nach Norden absperrt, indes der südliche Halbkreis in wunderbarer Deutlichkeit von Welle zu Welle freiläuft, bis er drüben am blassen Horizont vor den feindlichen Hängen versteint. Die Italiener drüben am Col Santo können unseren kleinen friedlichen Aufmarsch jedenfalls ganz gut beobachten, so wie ja uns ihre Positionen teilweise sichtbar sind. Wir schauen die Ruppen der eigenen Panzerwerke mit ihrem charakteristischen Gürtel von absoluter Kahlheit und Verlassenheit; ganz deutlich nehmen wir eine ganze Kolonie von schattigen Trichtern am Abhang wahr, wo die fehlgegangenen feindlichen Riesenbomben sich im Erdreich vertobten. Und drüben, im weiteren Kranz, weist uns der Führer die feindlichen Werke und Geschützemplacements, Werke mit wahrhaftigen Bombennamen: Campolongo, Monte Toraro, Campomolon. Das letztere, meint er, habe nun voraussichtlich für lange ausgedonnert; unlängst war es nämlich von unseren energischen Mörsern ganz fürchterlich gepackt worden, und tags darauf sah man drüben eine lange Kolonne hochbeladener Maultiere eine Art Auswanderung hinter den nächsten Gipfel vornehmen, gegen den Monte Toraro zu. Ein anderes Mal, vernehmen wir, pilgerte eine solche feindliche Verpflegskolonie über die Hänge des Monte Basubio und war von

einer unserer Granaten so grausam präzise erwischt worden, daß man von drüben in der blauen Ferne die zerfetzten Mehlsäcke aufstauben sah, gewiß ein höchst ungewöhnliches Scheibenbild. „Als ich meine Jungs hier alle beisammen hatte,“ erzählt der Hauptmann, „machte ich ihnen klar, es könne hier für uns überhaupt kein Zurück geben, es gelte auszuhalten bis zum letzten Hauch. Und was taten die Kerle? Sie lachten mir einfach ins Gesicht und riefen allesamt: ‚Für uns gibt’s auch kein Zurück!‘ Und wie haben sie mir das bisher bewiesen! Draußen habe ich Patrouillen stehen, die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen, ganze Bataillone gingen uns schon an, und nicht ein Fußbreit Boden haben wir preisgegeben. Unsere Verluste — im ganzen drei Tote und etliche Verwundete; das ist alles. Und die Italiener? Sie werden wohl noch lang darüber schweigen.“

Indes der Kamerad so spricht, mit dem leisen Humor in den hübschen gebräunten Zügen, den spähenden Blick auf des Erbfeinds Lande gerichtet, erscheint er mir so recht als der Typ des frohgemuten, fischen, getreuen österreichischen Offiziers. Auch die Spielhahnfeder auf seiner Kappe, wie sie da ins Himmelslicht hinaussticht, beschäftigt mich. Sie ist einfach ein Programm. In elegantem Schwung überschlägt sie sich mit einer feddlichen Drohung nach vorn, das „Federl am Hut“, das alte erprobte Signal des kampfbereiten Berggesellen. Nur ein Wink für den Gegner, darunter die stahlharte Faust. Betrachten wir hingegen die gigantischen Damenhüte der Herren Ber-

saglieri — auch hier welch ein Programm! Verwegen bis ins Goddelhafte, aufgelöst in ein Getobe von Kriegsfuror und Selbstgefälligkeit, balancieren sie scharf an der Grenze des Lächerlichen. Es gibt gewiß sehr kernhafte, brave Soldaten unter den Herren Versaglieri, aber was man ihnen da aufgesetzt, das kommt für unseren stilleren Geschmaç einer kleinen Katastrophe nahe. Zum mindesten mußte man mit einem solchen Hute jederzeit siegreich sein. Ich finde, daß in der Psyche des Tiroler Kampfes durch diese beiden sich gegenüberstehenden Kopfbedeckungen mancherlei nicht übel gedeutet wird.

Solcherlei Betrachtungen entreißt mich die launige Stimme des Hauptmanns: „Na also, jetzt schießen sie schon wieder nicht! Es geht auf zwölf, da halten sie Volentapause!“

Zu Mittag im kleinen Dorfwirtshaus gibts eine Überraschung — wir sehen da eine Art Mikrokosmos des ganzen wehrhaften Tirols beisammen. An schmaler Tafel zuerst die Offiziere und Fähnriche der aktiven Landesschußen. Hierauf Tiroler Landsturm in einigen Prachtvertretern, graubärtige angemooste Standschußenmajore, die da in der fleidsamen Uniform mit der Gelassenheit von Stammgästen vor ihren Gläsern sitzen, jetzt ganz nur Krieger, des Außersten gewärtig, väterliche Führer ihrer Landsmannschaften, so eine Art vermittelndes Bindeglied zwischen dem militärischen Kommando und der wehrhaften Volksseele. Und was waren die Herren im

Zivil? Der eine, wie man mir zuflüstert, ist der Bürgermeister einer größeren Tiroler Stadt, der andere Oberförster, der dritte Oberlandesgerichtsrat, der vierte ein bekannter Hotelier und mehrfacher Millionär. Sie sind zur Stelle. Es folgen nun zwei Assistenzärzte in der bunten Reihe, mit dem jungen fragenden Doktorblick hinter den Brillengläsern. Aber das Glanzstück dieses ganzen kleinen Generalstabes ist zweifellos der Feldkaplan. Ein Franziskanerpater in brauner Kutte, mit drei gar weltlich leuchtenden Goldstreifen der neunten Rangklasse am Ärmel, mit pechschwarzem Haarfranz und Franziskusbart und zwei brennend schwarzen Jenseitsaugen, die ganze Erscheinung der rechte streitbare Gottesmann in memoriam patris Haspingeri, einer jener tätigen, des Augenblicks bewußten Priester, die dem Volke in diesen ernstesten Tagen himmlische Botschaft bringen auf dem Wege irdischer Kameradschaft. Es wundert mich nicht, zu hören, er sei nebstbei der beste Schütze im Bataillon.

Seitwärts an einem Tischlein sitzen Fremde gleich uns, früher gekommene Gäste, ungleich wichtigere, äußerst gewichtige und geheimnisvolle Gäste. Es sind „Mörserleute“. Früher sah ich ihre stählernen weltbekannten Umgetüme in einer famosen Verkleidung irgendwo lehnen. Sie kommen — von irgendwoher. Sie ziehen — irgendwohin. Und hier sitzen nun die Musikanten beisammen, die dieses grimmigste aller Kriegsinstrumente zu spielen

haben werden. Einer von ihnen, ein Leutnant, hat einen wahrhaft artilleristischen Prachtschädel, den ich zeitlebens nicht vergessen werde. Stirn und Kieferknochen von einer Wucht und explosiven Ausladung, die mich glattweg, er verzeihe mir den Vergleich, an eine wohlgeladene Granate erinnern. Und aus diesem wunderbar plastischen fachmännischen Schädel spähen ein paar habichtsscharfe, mathematische Nichtaugen — man weiß sofort, der Mann wird seine Sache trefflich machen.

Jetzt erscheint die Wirtin mit einer volldampfenden Schüssel, die sie selbstbewußt vor sich hin hält. Diese Frau, ihr Mann und eine Bedienerin, sie scheinen so ziemlich die einzigen, die es wagten, in dem offenen Ort auszuhalten. Kann doch jeden Augenblick ein feindlicher Brummer inmitten dieser Idylle sich niederlassen, sie völlig verlöschend, so daß dann nichts als eine blutige Spur zurückbleibt. Gerade heute morgen brach ein solches Ungezümm in eine nicht allzu ferne Baracke der Unseren ein, wo es leider einen Toten und mehrere Verwundete gab. Man denkt aber hier an keine Gefahr, denn man will doch auch an anderes denken.

Eben macht jetzt ein kleines Dienstbuch die Runde, das man heute nacht einem gefallenem Italiener abnahm. Ich schlage es auf — „Libretto di Tiro“, es ist das Schußbüchlein“ des Gefallenen. Der Mann war noch jung und stammte aus Neapel. Sein Schießbuch ist ziemlich sauber geführt. Ein Jahr lang war er erst Soldat, und gar nicht übel hat er schießen gelernt, aber doch nicht gut genug.

Auf einem Zettel finde ich allerlei geschäftliche Aufzeichnungen. Man klappt das Buch wieder zu und zuckt die Achseln: Einer von Hunderttausenden. Irgendwo wird dann sein Tod in ein Schicksal niederbrechen, dort ist vielleicht der Untergang einer Welt.

Jetzt springt mit lachendem Gesicht ein blutjunger hübscher Landesschützenoberleutnant herein, hinter sich zwei Reserveladetten, die er uns zu bringen versprochen. Soeben sind sie vom Monte Coston zurückgekehrt, wo sie sich drei Tage und drei Nächte lang mit ihren Leuten bei greulichem Wetter mit den Italienern herumschlugen. Der eine dieser beiden „Radettaspiranten“ stammt aus Larnopol, der andere aus Ruffstein. Ihr ganzes Wesen ist wie fieberhaft erregt, trotz ihrer sichtlichen Müdigkeit lacht ihnen noch die Rauflust und die Siegerfreude aus den Augen. Heute abend noch werden sie ihre Tapferkeitsmedaillen erhalten. Das Telegramm muß schon unterwegs sein. Sie haben auch nichts Geringes geleistet — eine Übermacht von 400 Mann zurückgeschlagen, 50 Gewehre und über 2000 Patronen erbeutet und drei Gefangene gemacht. Von diesen ist der eine, der schwer verwundet war, auf dem Transport verschieden. Die anderen beiden, erzählen mir die Radetten, sind aber „kreuzfidel“ gewesen und haben fortwährend „Evviva l'Austria“ gerufen, um sich Liebkind zu machen. Verluste der Italiener ungefähr fünfzig Tote und viele Verwundete, Verluste der Unseren zwei Tote und zwei Verwundete. Als Kuriosum wird besprochen, daß die Fliehenden stets die Ge-

wehre wegwerfen, um besser laufen zu können. Das gibt dann immer eine gute Ernte bei den Unsrigen, denn für jedes feindliche Gewehr gibt es Finderlohn. Einmal ist auch schon ein Überläufer angekommen, mit einem ganzen Bündel von Gewehren unterm Arm. Das Geschäft schien ihm fast so eilig als die Gefangenschaft.

Vor der Heimfahrt treibt es mich noch ins Spital hinein zu den Verwundeten. Ein Assistenzarzt, der hier Chefarzt ist, und ein freundlicherster Militärkurat begleiten mich. Zwei Nonnen, die heute früh zur Pflege kamen, sind eben damit beschäftigt, in einem kleinen Zimmer eine Kapelle einzurichten. Mit den Verwundeten ist es immer das gleiche wie auf allen Hilfsplätzen; wenn sie nicht von übermäßigen Schmerzen gepeinigt sind, liegen sie still in ihr Schicksal ergeben da, mit dem gewissen geduldigen Kinderblick. Das große Ereignis steht noch zu unmittelbar hinter ihnen, sie haben alle Forderungen an den Alltag eingestellt.

Die alten Folgareiter müssen merkwürdige Leute gewesen sein. Auf ihr ungewöhnlich freies Bauerntum, das sie sich sogar unter der Oberhoheit der Venezianer zu bewahren mußten, waren sie nicht wenig stolz, und manchmal haben sie sich auch „gegen etlich vom Adel ungebührlich verhalten“, wie in der Chronik zu lesen steht. Einmal hatten sie einen Handel mit den Grafen von Trapp, den Herren auf Burg Beseno. Da die Sache

schief zu gehen drohte, beschlossen sie, eine Gesandtschaft zum Erzherzog Ferdinand nach Innsbruck zu senden, auf daß sein Machtwort ihnen zu ihrem guten Recht verhelpe. Unter einer „Gesandtschaft“ verstanden sie einen hellen Haufen von nicht weniger als zweihundert der handfestesten Folgareiter, die auch ihre Hellebarden, Morgensterne und Dreschflegel nicht vergessen hatten. Diese merkwürdige Deputation gelangte gerade noch bis Bozen; dort nahm sie ein Kriegshauptmann mit etwa vierhundert Knechten in Empfang und sperrte einen guten Teil von ihnen auf sechs Tage ein, um ihr teutonisch erregtes Gemüt ins Audienzfähige zu wenden. Jene sechs, die sich dann als die Sanftesten erwiesen, wurden später in Innsbruck freundlichst vorgelassen.

Die Gegend hier war einmal sehr deutsch. Fast in allen jezt durchwegs ins Italienische gewendeten Flur-, Weiler- und Familiennamen könnte man den alten deutschen Sprachstamm leicht entdecken. Deutsche Geistliche und Schullehrer waren hier einst sehr im Schwung. Anno 1464 hatten die Folgareiter hier einen Pfarrer, der hieß Johann Gehorsam und stammte aus Wien.

Der Kampf mit dem Bulldogg

Vor dem Hotel Greif in Bozen hält ein zierliches Lastenauto. Wie eine graugestrichene Zigarrenschachtel sieht es aus, mißt kaum sechs Quadratmeter im Geviert, doch schlägt in ihm die edle Lunge einer verteuft flinken Rennmaschine. Ein Personenauto daraus zu machen ist sehr einfach: man schwingt ein paar von den Gartenstühlen, die vor dem Hotel stehen, in die Schachtel hinein, hält sich fest an den Rändern an, damit die Stühle nicht umfallen und — schon geht's im Hui dahin.

Dem Chauffeur, einem jungen Korporal und heißblütigen Polen, scheint Eile eine Lust zu sein. Die tollsten Kurven nimmt er wie im Traum, mit eleganter Walzerdrehung. Mir zur Seite sitzt ein geschägter Kollege, in dessen stummberechten Blicken zu lesen steht, ihm sei das Leben um des Lebens willen lieb. Also tupft man dem Korporal auf den Arm und ermahnt ihn, wenigstens hin und wieder ein Hupensignal zu geben, besonders wo es um eine scharfe Biegung ins Unbekannte geht. Dazu kommt noch ein besonderer Reiz — wir befahren eine Straße, die in Friedenszeiten niemals, aber auch wirklich niemals von Automobilen in Anspruch genommen werden durfte. Hier leuchten früher die kleinen friedlichen Stell-

wagen und Postkutschen herum, vollgepfropft mit braven Reisebürgern, die sich Schulter an Schulter menschenfreundlich vertrugen. Wie anders heute! Heute pulst auf diesem Wege lediglich die kriegerische Lebenskraft des Landes auf und nieder, vom Herzen aus die wehrhafte Faust ernährend, sie hat sonst keinen anderen Zweck, und das Getöse der Wasser inmitten der grimmig zerschrotenen Porphyrwände der Schlucht, deren feuchte Kühle uns jetzt gierig umfängt, ist dem Geiste des Krieges wunderbar angepaßt. Es ist jetzt immer und überall das gleiche in der großen, einzigen Bergfesten Tirol: die Landschaft als grandioses Zeugnis unerhörter einstiger Schöpfungskämpfe, die jetzt noch, nach Jahrmillionen, für empfängliche Gemüther verspürbar sind, sie bildet in diesem grimmigen Kriege, wo es glattweg um Sein oder Nichtsein eines reinen, starken Volkes geht, den, man darf es wohl so sagen — harmonisch angepaßtesten Hintergrund. Und vieles vom jetzigen, stets fieberisch bereiten soldatischen Geiste, der hier vom Höchstkommmandierenden bis zum fernsten einsamen Standschützenpäher als nährenden Flamme Körper und Seele unentwegt aufrechterhält, ist Geist vom Geiste der trotzig wuchtenden Bergwacht, der wühlenden Wasser, der immer noch und ewig um seine letzte Formung ringenden Urkraft des Landes überhaupt.

Diese herrliche Einheit zwischen Volk und Land und großem Geschehnis, sie bleibt über alles Detail der vielen Gefechte und Scharmügel hinaus das tiefste und größte Erlebnis für jeden, der hier offenen Auges verweilen darf.

Es hat für besinnliche Leute einen eigenen Reiz, den Wert des Heute am Gestern zu messen, schon um der bunteren Färbung wegen, die sich daraus ergibt. Als ich vor drei Jahren zum letztenmal in Tirol mit dem Rucksack auf dem Rücken dahinging, durchfriedet bis in die Knochen hinein, war mein Ziel ein winziges Dorf im Obereggenental, das von Birchabrunn in beträchtlicher Steile gegen den Nordabhang des Latemar hinaufbiegt. Von den paar dort hausenden Bauern war einer auf die barocke Idee verfallen, sich unmittelbar neben seinem Häuschen ein zweistöckiges Alpenhotel zu erbauen und dasselbe an einen Bozener Unternehmer zu vermieten. Ich saß dort, es war um die Zeit des Frühsommers, drei Wochen lang als der einzige Gast, ganz eingewickelt in Alpenrosen, Berglicht und Weltabgeschiedenheit. Ich denke jetzt eben daran und an die Miene, die ich aufgesetzt hätte, wenn mir damals einer hätte prophezeien wollen: ich würde das nächstemal diese Straße unter solchen Verhältnissen in einem Militärkraftwagen befahren! Die Phantastereien von gestern sind das Wunder von heute geworden, und es mag vielleicht noch bunter kommen.

Jetzt huschen wir am Zauberspiegelbild des Karersees vorbei: er ist jetzt völlig sich selbst überlassen und scheint damit auch zufrieden zu sein. Man hat ihn in allen Reisebüchern den „träumenden“ See genannt, gab ihm aber zum Träumen fast niemals Gelegenheit. Jetzt holt er das Versäumte gründlich nach.



Beim höchsten Schnellfeuergeß in Zimmer der Marmelata

Und schon begrüßt uns auf breitgelagerter Alpenwiese das neue Karerseehotel. Die Wucht des Rosengartens verharret fast ernüchternd nahe dahinter, Laurins Zauber-
garten ist des duftigen Fernschleiers stark beraubt, hier ist viel steingewordene Wahrheit, die man mit Händen greifen kann. Auf den drei bekannten Rasenrundbeeten vor der Stirnseite des Riesenbaues tummeln sich allerlei Verittene im Kreis. Indes wir beim Kommandanten angemeldet werden, sehen wir uns ein wenig in dem weltberühmten Hause um. Herr Doktor Christomanos, ruhmreichen Andenkens, hängt noch wohlkonterfeit in der Halle und ist jetzt hier der einzige Herr in Zivil. Was an Militärpersonen hier bequartiert ist, das geht, sei es viel, sei es wenig, in den Riesendimensionen des Hauses wie spurlos unter. Als wir später mit dem gütig lebenswü-
digen Kommandanten im großen, neuen Speisesaal beisammensitzen, über uns in hallender Leere die festliche Flucht der rotflugeligen Riesenluster, verspüren wir so deutlich wie noch nie, was „Einquartierung“ und Wandel der Zeiten heißt. Wie mit eisernem Besen sind all die tausenderlei mondänen Geister und Geisterchen, die hier in prickelnder Höhenluft sich kapriziös vergnügten und „Gesellschaft“ spielten, bis aus dem letzten fahlen Winkel hinausgefcgt. Mich dünkt das große elegante Hotel, das Gleichnis mag gewagt sein, zur Stunde noch ein wenig „fassungslos“. Man hat ihm seine eigentliche Seele ausgetrieben, auf die es mit Kling und Klang, mit Geficher und Wohlgerüchen, mit vielen Feinessen und

galanten Lebensformen doch eigentlich eingerichtet war. Jetzt streckt sich auf den feinen Kissen, worin so manche komplizierte Schöne ihre schwankenden Träume spann, herzlich, gerade und mit großer Sicherheit der müde Soldat, und selbst die primitiveren Formen an holder Weiblichkeit, die allzeit emsigen Stubenmädchen, wandeln hier auf Nagelschuhen, schmauchen Stummelpfeife und spucken wohl auch gelegentlich einmal vom Fenster in den Hof hinab.

Nachmittags wandern wir bereits hoch oben auf „irgendeinem“ Dolomitenjoch. Die rosableichen wunderlichen Riesen mit den seltsam feierlichen Namen, die ich hier aus naheliegenden Gründen nicht näher beschwören darf, sie geistern nur so um uns herum. Wir stehen hier, vom Jochwind umsaust, inmitten einer absolut „heroischen“ Landschaft, die der kühnste Schöpfer nicht grandioser, eindringlicher und traumerfüllender hätte bilden können. Und nun gesellt sich dem phantastisch Wunderlichen noch ein besonderer Sinn: Diese porphyrenen Baudenkmäler versunkener Jahrmillionen, sie bedeuten zur Stunde für uns etwas sehr Reales, Nützliches, Unerseßliches, sie sind Festungen, völlig unbezwingbare Festungen, „unsere“ Festungen geworden. Vor diesen bleichen kühl abweisenden Kissen erstarrte, man könnte sagen „naturgemäß“, die Angriffslust des tollverräterischen Feindes, und den eisernen Häuflein der Unseren, die unerschütterlich hier bei Tag und Nacht in den offenen Sätteln und Jochen

warteten, war es dadurch und nur dadurch möglich geworden, den Sturm der Übermacht auf allen Linien und jederzeit zurückzuschlagen. Wir wollen das diesen treuen mächtigen Felsenburgen nie vergessen, ihr Schönheitsdasein hat neuen besonderen Wert für uns erlangt. Es wird noch manches Lied in späteren Tagen die „Grenzwacht in den Dolomiten“ feiern und keines wird zu hoch gegriffen sein. Und wenn die deutschen Alpenwanderer in kommenden Friedenszeiten mit noch stärkerem Rechte als bisher hierorts ein Stück der großen gemeinsamen Heimat verspüren werden, wird sich ihrer Bewunderung noch ein Höheres gesellen: Dankbarkeit und Liebe.

Auf winddurchsauster Jochmatte gelangen wir langsam höhenwärts, Dohlen umflattern die Himmelsriffe, von allen Wänden rollt und grollt es in unaufhörlichem Widerhall. Ganz deutlich erkennen wir auf dem fahlgrauen Regel der Sperre vor uns den Aufschlag der Granaten. „Einundzwanzig-Zentimeter-Mörser“, erklärt der mich begleitende Artillerist. Nach jedem fehlgegangenen Schuß bemerkt man irgendwo auf dem Abhang ein breites, milchweißes Wölklein, das sich zuerst ein wenig hebt und dann gemächlich auf Wanderschaft geht. Und schließlich halten wir vor den Stellungen der eigenen Artillerie. Geschützunterstände und Wohnungen wechseln hier gesellig ab. Offiziere und Mannschaften hausen in einer Art von Erdhütten, die zur Hälfte in den Hang eingebaut, nach vorne gefällig mit Türen und Fenstern versehen sind,

durch die die große Landschaft hereinschaut. Die Leute hier sind zum Teil Wiener Kinder und haben auch, wie man bald bemerkt, ihren „Hamur“ nicht zu Hause gelassen. Ihre kleinen Wohnungen haben sie sich putzig liebevoll ausgestaffiert. Klarina, Ziehharmonika und Laute sind hier hoch in Schwung. Vor einer der Hütten hat sich einer einen famosen kleinen Ziergarten angelegt, mit wahrhaftigen Alpenblumen, „Villa Fortuna“ steht über der Tür. Die Villa der Herren Offiziere aber benennt sich in nicht übler Ironie „zur Venushöhe“. Der Artillerie-leutnant, der mir seinen Geschützstand zeigt, ist „eigentlich“ — Beamter der Anglo-österreichischen Bank, der Herr Fähnrich ist — Exportakademiker. Aus ihrer ganzen Art erkennt man, wie völlig und freudig sie bei der Sache sind. Und solche Männer stehen jetzt zu Hunderten an den Grenzpfässen in Tirol, oft mit sehr wichtigen und verantwortungsvollen Posten betraut. Ihre höhere Schule haben sie ja bereits gründlich absolviert; ein Feldzugsjahr gegen Rußland mag dazu gerade genügen.

Wir würden hier gern länger verweilen, doch liegt noch ein scharfer Weg vor uns. Es gilt den Artilleriebeobachterposten zu erreichen, der hier „irgendwo“ auf einem der vielen zackigen Gipfel sitzt, so hübsch zwischen Zwei- und Dreitausend. Und wie wir nun, sacht einer hinter dem andern, ums nächste Dolomiteneck biegen, liegt plötzlich in schweigend überwältigender Pracht — der wunderbarste aller Gletscher vor uns, majestätisch,

riesenhaft und doch auch unendlich lieblich anmutend in seiner strahlend süßen Grottenbläue. Der Himmel über uns ist ebenfalls seltsam blau und blau der Enzian, der hier die braun=vesedagrüne Matte überstreut — es ist eine Symphonie in Blau, die völlig unvergeßlich wirkt. Man schaut nur und schaut und vergißt ganz, daß man hier eine Strecke in voller Sicht der Italiener herumspaziert, denen vielleicht ein guter Schrapnelltreffer noch lieber ist, als die schönste Symphonie in Blau. Schließlich nimmt uns wieder eine deckende Rinne auf und nun will der letzte, eigentliche Anstieg erst verdient sein. Mehrere Stephansturmhöhen geht es jetzt noch in grotesker Steile aufwärts, auf einem von den Soldaten eigens ausgehauenen „Fußsteig“, der aber diese technische Bezeichnung kaum noch verdient; es ist ein abenteuerliches Rutschen und Klettern auf allen viere über Schutt, Geröll und bröckelndes Gestein, und die Nachkommenden können von Glück sagen, daß ihnen die Köpfe heil bleiben. Endlich steht man feuchend droben — aber es lohnt sich auch. Wie von Gottes Fingernagel eingekerbt ist hier auf windumstobener Kante ein winziger Schützengraben, und darin hockt der Artilleriebeobachter vor seinem Scherenfernrohr, neben sich den Unteroffizier mit dem Telephon. Feine Drähte durchspinnen die singende Bläue, ziehen sich irgendwo durch verborgene Schründe und Schlünde zu den Geschützen in die Tiefe hinab, deren Seh- und Hörnerv sie im vollsten Sinne des Wortes sind. Die braven Kanoniere drunten auf der rasigen Matte haben

an nichts als an präzise Arbeit zu denken, alles weitere wird von hier heroben besorgt. Auf diesem äußerst exponierten Posten heißt es sehr vorsichtig sein; wir müssen uns gehörig ducken, um nicht entdeckt zu werden. Durch kleine, mit Rasenziegeln bekleidete Gucklöcher kann man den Zeiß-Feldstecher spielen lassen. Ein Spähen über die Brüstung ist ausgeschlossen. Die Italiener, die hin und wieder das Gelände mit Granaten und Schrapnellen betasten, würden viel darum geben, uns hier erwischen zu können.

Was es da feindwärts im schiefbesonnten Tal, dicht über der italienischen Grenze, auf schmalen felsigen Grat-sattel zu schauen gibt, ist verwunderlich genug. Vor einigen Tagen haben die Italiener nämlich die Kühnheit gehabt, an jener Stelle, in völliger Sicht, unbekümmert um jegliche Deckung, eine ihrer Zwölf-Zentimeter-Batterien aufzustellen, sie lediglich mit einem plumpen massiven Erdbau zu überdecken und alsobald ein fleißiges Feuergefecht gegen uns zu beginnen. Wir mußten ihnen von Anfang an durch überhöhte und zugleich gedecktere Lage überlegen sein; sie aber scheinen im Wahn zu leben, uns auf ihrem schneidig schmalen Grat um jede Möglichkeit des präzisen Einschießens gebracht zu haben. Unsere Offiziere aber lächeln und meinen, man werde die fedden Kerle schon noch erwischen. Und doch nötigt ihnen das famose Selbstbewußtsein, mit dem die da drüben sich breitspurig hinstellen, soldatischen Respekt ab. Man merkt das aus dem Spighnamen, den sie der feindlichen Batterie ge-

geben. Man hat sie auf Grund ihrer bissigen Ungeniertheit den „Bulldogg“ getauft.

Jetzt fracht es knapp und scharf in unserem Rücken und schon fächelt die erste unserer Granaten hoch über unsere Köpfe dahin. Unerhört lange scheint es zu dauern, bis die singend und fauchend sich Entfernende sich endlich niederseht. Sie schlägt ein beträchtliches Stück vor dem Bulldogg in einer hohen graubraunen Rauch- und Erdsäule auf. Man hört die ruhige Stimme des Kommandanten: „Granate . . ., zweites Geschütz, Aufschlag!“ Ein neuer stählerner Wanderer übersegelt uns, wir spähen und spähen, er bleibt uns spurlos verschollen, ist jedenfalls hinter dem Grat auf dem unsichtigen Abhang freipiert. Doch nun beginnt auch der Bulldogg sein Gebiß zu zeigen. Eine ganze Batteriesalve spuckt er auf einmal aus, die kleinen gelben Feuerchen leuchten wunderschön auf in der blaudurchzitterten Ferne. Jetzt wird es auch vor uns lebendig, direkt vor uns im Tal. Dort thront auf einem Felsvorsprung eine der unseren Batterien und beginnt sich gleichfalls in den Bulldogg zu verbeißen. Und schon donnert es von weit drüben, von jenseits eines mächtigen Bergkolosses, geheimnisvoll und eindringlich herüber — eine zweite feindliche Artilleriestellung, unseren Blicken gänzlich entzogen, meldet sich eifrig zum Worte. Wir haben jetzt die eigene Artillerie im Rücken, wir haben sie zur Rechten, wir haben sie scharf vor uns. Den anderen noch zu schließenden Teil des ganzen kämpfenden Kreises vollenden die italienischen Stellungen. So stehen wir auf

unserem hohen wundervollen Gipfel völlig im Mittelpunkt einer kriegerisch aufgewühlten Welt, Schlag auf Schlag umkreist uns irrender Donner, Granaten und Schrapnelle umheulen uns auf und nieder, eine ganze kleine Schlachtenhölle ringt sich los, und alles dies — im Angesicht der seligsten, erhabensten Landschaft, die ein Auge sich erträumen kann. Es ist für den, der zu schauen weiß, wie ein größeres inneres Streiten zwischen menschlichem Troß und dem, was wir Ewigkeit nennen.

Der Bulldogg, jetzt bereits von mehreren Seiten angefallen, wehrt sich erbittert. Braune Schicksalssäulen rücken ihm immer näher und wohltempierte Schrapnelle befränzen ihn mit ihren verruchten wunderschönen weiß und rosa Wölklein. Immer gleich ruhig bleibt die Stimme des Kommandanten: „Erstes Geschütz — Granaten — Aufschlag!“ Und je länger wir schauen, um so deutlicher überkommt uns die Gewißheit: Granate auf Granate geht dort drüben auf Suche und eine wird plötzlich finden. Und kaum ist der grausam-notwendige Wunsch zu Ende gedacht, da schlägt es drüben plötzlich turmhoch in erd-brauner Lohe auf — „ich denke, wir haben ihn“, hört man die Stimme des Offiziers. Es ist nicht viel an billigem Triumph in seinem Ton. Ein anderes ist vielmehr darin: Genugtuung, richterlicher Ernst und fast ein wenig Behmut. Man verspürt in diesem Augenblick, wie sehr er seine Waffe liebt und daß auch die anderen dort drüben, die Opfer ihrer harten Pflicht, die gleiche Waffe vielleicht nicht minder liebten und daß er

ihnen sein kameradschaftliches Mitleid nicht völlig versagen könne.

Durch das Zeiß-Glas erkennen wir deutlich die furchtbare Bresche im Oberbau, durch die der letzte unserer eiserne Grüße sich angemeldet. Wir warten und warten, ob der Bulldogg nicht neuerdings bellen werde. Man hat uns früher gesagt, die italienischen Kanoniere hätten sich die ganzen Tage hindurch als schneidige Burschen erwiesen, die immer das letzte Wort haben und nie zu schießen aufhören wollten, außer — man zwingt sie dazu. Das scheint nun diesmal eingetreten zu sein. Wir warten und warten noch geraume Zeit, im Bulldogg aber rührt sich nichts mehr. Der Bulldogg ist fertig.

Ali Baba, der Herr des Kamelrückens

In Bozen bekam ich den Befehl, den „Standshügen“ Egger-Lienz an die Front mitzunehmen. Mir konnte keine Begleitung erwünschter sein. Professor Egger-Lienz hatte vom Landesverteidigungskommando die Erlaubnis erhalten, in gewisse Punkte unserer vordersten Linie Einblick zu nehmen, was vor allem seinen jüngsten, den Tiroler Kriegsfürsorgezwecken gewidmeten Arbeiten zugute kommen sollte, dann aber im weiteren wohl auch seinen kommenden Schöpfungen überhaupt, die uns gewiß noch Großes aus den bewegten Tiroler Tagen erzählen und bewahren werden. Wir sind ja heute schon darauf bedacht, den kommenden Generationen nicht nur die weltlichen Früchte unsrer herben Blutarbeit zu sichern, es ist uns auch um die Weihe des Geschehens, um seine tiefere Deutung, um seine Unvergänglichkeit zu tun. Das beschafft die Arbeit der Künstler. Und unter den Tiroler Malern ist wohl keiner mehr dazu berufen, die Spannung, Gefahr und Sieghaftigkeit des großen Augenblickes für Mit- und Nachwelt dauernd festzuhalten, als Meister Egger-Lienz, dessen Wahlspruch sich immer gedrungener gestaltet: denkbarste Einfachheit der Form bei explosivster Wucht des Inhalts. Solcherart schafft er die heroische

Kriegsgehalt unserer Zeit und keineswegs nur im engeren Rahmen Tirols. Die kämpfenden, stürmenden, ihre Kolben wie Keulen schwingenden Landesschützen, die er mir in seinem Atelier vorwies, sind Denkmäler der soldatischen Lebenskraft unserer ganzen großen siegreichen Heeresmacht überhaupt, Symbole der gerechten Empörung, der Entschlossenheit bis zum Äußersten, und, wenn es sein muß, auch der nötigen Rücksichtslosigkeit.

Wir hatten den Abend im Divisionsstabsquartier zugebracht; wo, darf ich leider nicht sagen. Es wäre schön, darüber zu erzählen, aber jede Andeutung könnte hier bereits alles verraten, denn die Eigenart jener Unterkunft läßt sich nicht leicht umschreiben. Nur eines darf gewiß mit Nachdruck betont werden — die schöne, freie, kameradschaftliche Gastfreundschaft, die wir dort wie auch später beim Brigadekommando und überhaupt längs des ganzen Weges genossen. Sie wirkte auf uns, von allem Persönlichen abgesehen, als ein untrügliches Zeichen jenes Überschusses an Lebenswärme, Selbstsicherheit und Berufsfreudigkeit, auf den es jetzt vor allem ankommt und der an sich bereits ein gut Teil des Erfolges verbürgt.

Am folgenden Tage ging es einige Stunden eine stille weltverlorene Waldschlucht hinauf, bis wir im lichter sich breitenden Tal den Blick auf die bleichen schweigenden Felskolosse freibekamen, hinter deren natürlichen Zinnen, Schanzen und Türmen unsere getreue Grenzhut wacht und wartet. Das italienische Gebiet rückt hier sehr nahe heran. Es schneidet mit einem festen Zwickel in unser Tiroler

Land herein, was zur Folge hatte, daß wir hier von Anfang an unsere Stellung etwas weiter rückwärts wählen und einige Kilometer österreichischen Boden preisgeben mußten. Dem kampflosen Einmarsch in unser Stüdchen Gebiet ist aber von italienischer Seite bisher noch nichts gefolgt, was einer Eroberung mit den Waffen geglichen hätte. Alle bisherigen Versuche wurden ihr gründlich versalzen.

An dem Brüdlein über den Bach, hinter dem der eigentliche Anstieg beginnt, erwartet uns der Kommandant der Stellung, Fähnrich Otto Erich Jacobi. Ich stelle ihn hiemit vor als einen Urenkel jenes Friedrich Heinrich Jacobi, Dichterphilosophen und Freund Goethes, der so mannhaft und rührend für den Begriff der „schönen Seele“ gestritten hat gegen die Ritter vom nüchternen Geist.

Auch der Urenkel ist seines friedlichen Zeichens Schriftsteller und streitbar ist er auch; auf seiner Brust erglänzen die goldene, die große silberne und die bronzene Tapferkeitsmedaille. Erstere holte er sich hier an Ort und Stelle, worüber noch zu erzählen sein wird. Die anderen beiden bekam er für sein schneidiges Verhalten auf dem russischen Kriegsschauplatz. Er kämpfte im Verbande des 4. Landesschützenregiments bei Kliniani, Gologori, Przemyslany, Lemberg und Grodel, erkrankte schließlich an einer Vergiftung und rückte, kaum ordentlich genesen, im Winter mit einer Skiabteilung in die Karpathen ein. Dort gelang es ihm, durch eine kühne Expedition auf Hundeschlitten die gesamte zurückgelassene Munition eines

aufgegebenen Postens zu retten, obwohl ihm die Russen mit wütendem Schrapnellfeuer zusetzten. Dafür erhielt er die große Silberne. Überdies unternahm er als Kommandant einer Nachrichtenpatrouille einen verteuftelt gewagten, 14 Kilometer langen Erkundungsmarsch im Rücken der russischen Front, wobei er wichtige Nachrichten heimbrachte. Die Strapazen trugen ihm einen Blutsturz ein, er wurde krank nach Bozen geschafft, lief aber schon vier Tage später wieder in die Berge hinaus, wo wir ihn jetzt hier als Kommandanten einer Maschinengewehr-
abteilung treffen.

Fähnrich Jacobi gehört, das ist nicht schwer zu erkennen, zu jenen augenblicksfrischen, mit steter Überenergie geladenen Bergmenschen (er ist ein geborener Kärntner), die zu jeder Pflicht, die es zu erfüllen gilt, noch ein Endchen aus Eigenem dazugeben, um Leistung und innere Spannung jederzeit hübsch im Gleichgewicht zu halten. In diesem Sinne führt er auch hier seinen kleinen Krieg. Er lebt eine Welt der Tat und eine der humorvollen Phantasie, und daß sich beides mit Nutzen vereinigen läßt, hat er gründlich bewiesen. Raum hat man sein Reich betreten, sieht man nichts als aufgehellte Gesichter ringsumher in den kleinen Bretterbuden im Wald, in der Küche „zum Bratwurstglöckel“, im Hilfsplatz „zur Pflasterbude“, in den zierlichen, rindenüberzogenen Wohnhäuschen, die wie Märchenhütten aus dem Gedämmer der alten Fichten lugen. Und so geht es den ganzen Schützengraben entlang, den wir jetzt den Abhang hinauf

besichtigen und der hier als vorderste Stellung die Waldschlucht absperrrt.

Und Fährnrich Jacobi uns immer voran. Er trägt eine rote Zipfelmütze und nennt sich: Ali Baba, den Herrn des Kamelrücken. So heißt nämlich ein Teil des abenteuerlich geformten Felsengrats, den er dort oben mit seinen Leuten zu verteidigen hat. Mit seinem ins Erdbraune verbrannten Gesicht und den blizenden dunklen Augen sieht er auch wirklich so aus wie ein kriegserfahrener Bergtürke.

Wir steigen und steigen. Geschütze dröhnen fern und nah, es grollt und tollt nur so in allen Ecken herum. Die Italiener sitzen hier nur auf Gewehrschußweite vor uns, doch trennt uns eine riesenhafte baum- und strauchleere Mulde, von müßtem Geröll überkollert, ein wahrhaftiger Hexenkessel voll Ungewißheit und lauernder Todesnähe für jeden, der sich heranwagt.

Wir haben inzwischen die Waldzone verlassen, über Steingrau und Mattengrün stolpert der Weg, nur hier und dort beharrt eine trozig sturmzerklüffelte Wetterzirbe oder eine lebensgierig ans Gestein geduckte Kriechkiefer. Auf dem höchsten, völlig verdorrten Baumstamm über uns flattert eine große Fahne, den Blicken der Italiener über dem Grat noch verborgen. Ali Baba hat sie hier, die nach allen Winden Wehende, gehißt als Zeichen getreuen und siegreichen Ausharrens in Ost und West, in Nord und Süd. Eine Tafel weist nach aufwärts: „Weg zum Kamelmachertod“.

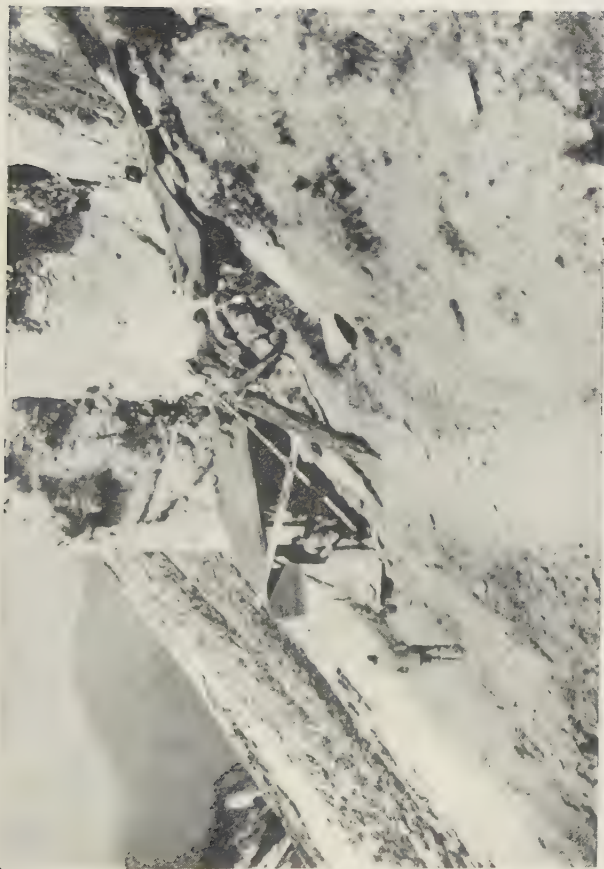
Als wir endlich die höchste befestigte Stelle erreichen, empfängt uns Überraschte — ein schönes wohlgeschultes Männerquartett; vier Bürger aus Brixen, zur Stunde Landsturmschützen hier auf dem Kamelrücken, haben sich so in Kunst und Frohmut zusammengetan und begrüßen uns mit einem Schubert-Lied. Und drüben, über die Brustwehr hinüber, erblickt man die vorderste Stellung der Italiener — scharf sondert sich in steiler Mittagshelle ein dunkler Streif zwischen Fels und Himmel ab. Seitwärts gegen Osten gräbt sich ins friedliche Grün einer Hochweide das aufgeregte Zickzack ihrer Schützengräben, dort wollen sie wieder einmal an unsern Nachbargaß heran, werden abermals mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden.

In die Mulde vor uns und aufs angrenzende Gelände haben die Italiener bisher nicht weniger als 1500 Granaten verschwendet. Bisher ohne Erfolg. Die letzte feindliche Patrouille, die sich unlängst in die Nähe wagte, wurde durch die erste Handgranate unseres wachsamem Postens verscheucht. Als Ali Baba uns das erzählt, kann er sich am Ende nicht enthalten, einen markerschütternden Kärntner Jodler in die Felsen hinauszuschicken. Ich spähe durchs Glas und es scheint mir wirklich, als stäßen die verdulten Italiener drüben die neugierigen Köpfe heraus. Das macht uns Lust, ihnen eins hinaufzupelzen. Schon springt der Fährnrich zum Maschinengewehr — sekundenlang heßt ein scharfes Gepeitsche die Wände entlang, ein Echoschwall überstürzt sich in Katarakten, dann

ist alles wieder still, bis auf das ferne Gedröhne der Geschütze. Abends erfahren wir dann, daß dieses kurze Feuer, wenn es auch sonst vielleicht den Italienern keinen Schaden brachte, für eine unserer Patrouillen im Vorgebilde sehr zweckmäßig gewesen sei; sie konnte sich weiter vorwagen als je bisher, da sich ihr niemand entgegenstellte.

Nun gönnen wir uns endlich einen Blick in die endlos dämmernde Welt hinaus, die von Krieg oder Frieden nicht weiter berührt wird. Welch selig gebreitete Fernsicht von diesem völlig entlegenen Winkel, auf den in Friedenszeit sich kaum jemals ein Tourist und kaum je ein Alpenjäger verirrt haben mag. Ganz im Weiten wogt die schimmernde Ötztaler Gruppe, Wildspitze, Weißfugel im Silberlicht, näher heran das zartüberschleierte, fast unirdische Gebilde des übersonnten Latemars und Rosengartens. Weiter im Bogen drüben die trogige Ombretta, die geharnischte Rückwand der Marmolata und fernversponnen, wie verbannt in gegnerischen Landen, in fürstlicher Schönheit, um die es uns leid tut, der blauviolette Zauberschatten der Civetta. Was an mehr oder minder durch die Kriegsereignisse berühmt gewordenen Felsenspitzen und Pässen und Sätteln wie in greifbarer Nähe lag, das darf hier wohlweislich nicht verraten werden.

Wir schreiten jetzt die ganze Stellung ab, wobei uns Fähnrich Jacobi seine Behausung zeigt; sie ist das Primitivste, was man sich denken kann. Quer an einer Fels-



Unterkunft auf dem Steinfar

wand herab ist ein Zelttuch gespannt, am Rande mit Steinen beschwert, damit der Sturm es nicht fortbläst; das ist alles. Nach regnerischen Nächten, erzählt uns der Hausherr, fand er sich des Morgens oft schon mit den völlig durchnäßten Kleidern an den Felsen angefroren, doch verdrießt ihn das nicht weiter. Er meint sogar, er werde hier von Tag zu Tag gesünder, trotz seines Blutsturzes. Jetzt wird wohl für ihn und die Seinen in nächster Nähe ein wohnlicheres Blockhaus gebaut, doch tut es ihm fast leid, denn so romantisch wie sein windiges Zelt wird es nicht mehr sein.

Am Ende nehnien wir an einem Tischchen unter der Fahne Platz und müssen uns, nicht ohne leise Beschämung, von Ali Baba fürstlich bewirten lassen. Was Felsenküche und Keller beherbergen, wird verschwenderisch aufgedeckt; ein blutjunger Standschütze aus Brixen, Student mit vier Gymnasien, bedient uns dabei mit Anstand. Zwei neue Gäste melden sich und schmausen mit von unserem Brot, es sind die beiden Ziegen Ali Babas, zwei liebe, zutrauliche Tiere, die hier inmitten des Granatengedonnens ruhig ihrer Weide nachgehen, insoweit sich noch ein Gräschen findet. Wir heben die Gläser hoch hinaus in das schnee- und felsdurchsonnte Himmelslicht und leeren sie auf das Wohl des obersten Kriegsherrn, auf alle braven Tiroler Krieger und auf das liebe, große Vaterland.

Und dann erzählt uns Ali Baba, wie es kam, daß er sich die „Goldene“ verdiente. Seine Tat wird in der Detailgeschichte unsrer Tiroler Grenzverteidigung stets

in Ehren genannt werden. Wer aber wird sie erzählen hören wie wir, an eben der Stelle, wo sie sich zutrug und im Angesicht des Feindes, der ebenfalls ein Lied davon zu singen mußte?

Am 3. Juni um $1\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags begab sich Jacobi zu einem seiner Maschinengewehre, um sich von dessen Brauchbarkeit zu überzeugen. Ein merkwürdiger Zufall will es, daß er in eben dem Augenblick zur gegnerischen Höhe hinüberschaut, als drüben gerade eine stärkere Abtheilung Alpini über den Grat hervorspringt, in der unverkennbaren Absicht, zum Sturm auf unsere Stellung anzusetzen. Sogleich läßt Jacobi sein Maschinengewehr spielen, nimmt aber zu seiner peinlichen Überraschung wahr, daß die Schießscharte für die ungewöhnliche Höhe, in die hinauf er den Gegner aufs Korn zu nehmen hat, viel zu niedrig ist. Rasch tut er das einzige, was ihm übrig bleibt; er reißt das Maschinengewehr aus der sicheren Deckung heraus, schwingt es kurzweg auf das Dach des eingedeckten Schützengrabens und beginnt, nunmehr völlig in Sicht der Italiener, auf die Anrennenden loszupfeffern. Die Situation ist ungewöhnlich — wie auf hohem Postament hockt auf dem Felsengrat ein einzelnes Figürchen mit seinem Maschinengewehr, die Italiener können sich keine bessere Scheibe wünschen. Und schon rattern sie ihrerseits mit zwei ihrer Kugelspeier und emsigem Infanteriefeuer auf den kühnen Fahnrich los. Es handelt sich jetzt darum, wer von beiden der bessere Schütze ist. Fahnrich Jacobi erweist sich als der bessere — nach

•

fünfundzwanzig Minuten ist das eine der feindlichen Maschinengewehre zum Schweigen gebracht, nach fünf Viertelstunden das zweite. Auch unsere Schützen bleiben indessen nicht faul, die Herren Alpini sehen sich schließlich gezwungen, von Stein zu Stein zu retirieren, so gut es gehen mag. Der Angriff ist vollkommen abgeschlagen.

Zwei Wochen später, am 18. Juni, als sie wiederkamen, ging es ihnen aber noch schlechter. Schon am Abend vorher war der Nachbargaß, auf den sie es überhaupt scharf zu haben scheinen, unter hartnäckiges Artilleriefeuer genommen worden. Durchs früheste Morgenrauen piffen dann schon die ersten Infanteriegeschosse. Fähnrich Jacobi sprang in Eile aus seinem Zelt, zu sehen, was es gebe. Und richtig erspäht er im Morgennebel starke feindliche Kolonnen, die sich dem Nachbargaß bedrohlich nähern. Da er selbst auf die große Distanz mit seinem Feuer nicht eingreifen kann, von seiner Höhe aber guten Ausblick hat, beschließt er, Beobachterdienste zu leisten. Er verlegt das Telephon auf die höchste Spitze seiner Stellung und hält Verbindung mit der Nachbarartillerie. Die Italiener gehen diesmal unbestreitbar schneidig vor, ihre gut zehnfache Übermacht tut das übrige, und so gelingt es ihnen gegen fünf Uhr früh, einen wichtigen Gipfel in der Nähe des Passes im ersten Ansturm zu erobern; dort haben sie nun nichts Eiligeres zu tun, als zuallererst eine schöne prächtige Tricolore zu entfalten und im Morgenwind flattern zu lassen. Ein einziger Aufschrei voll Wut und Empörung ist die Antwort der

Unseren. Jeder schwört sich innerlich zu: die Italiener müssen wieder herunter. Und richtig gelingt es dem präzisen Feuer unserer kundigen Artillerie und einem braven Maschinengewehr auf dem Nachbargipfel, in gar nicht langer Zeit die Italiener samt ihrer schönen Triflore wieder zum bitteren Abzug zu zwingen.

Und nun vollzieht sich ihr Schicksal. Fähnrich Jacobi bemerkt, daß sie die Absicht haben, auf einer dem Tale vorgelagerten Rückfallskuppe sich neuerdings festzusetzen. Sie sammeln sich eben in einer Mulde, es ist die gleiche, in die er sich merkwürdigerweise gerade tags vorher zur Sicherung des Feuers eingeschossen. Und jetzt knurrt und bellt das Maschinengewehr einige Minuten hindurch hinüber — es holt sich die furchtbare Beute von 41 Toten und 150 Verwundeten! Wohl versucht eine neue Alpini-Kompanie, sich nochmals an anderer Stelle einzugraben und ihn mit heftigen Salven unschädlich zu machen; aber auch sie wird vom Maschinengewehr und dem todsicheren Feuer unserer Schützen nach kurzer Zeit vertrieben! — Bleibt noch zu guter Letzt zu sagen: Verluste der Unseren: Null.

Seit dieser trüben Erfahrung sind größere Angriffe von seiten der Italiener auf den Kamelrücken und die angrenzenden Teile nicht mehr erfolgt. Wagen ihre Patrouillen sich doch noch auf jene Walstatt grausamen Gedenkens, so geschieht es nur im Schutze der Nacht, höchst tastend und zagend, so wie etwa eine Hand an einer geladenen Mine spielt. Möglich, daß sie an Ver-

gestaltung denken; sie würden aber damit, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, nur neues Unheil über sich heraufbeschwören.

So erzählt uns Fährnrich Jacobi, und das hohe Fels- und Gletscherlicht der lieben getreuen Berge bespiegelt sich in seiner „Goldenen“. Es ist viel, sehr viel an Feindesblut für diese schönste aller Kriegsauszeichnungen geflossen, doch wird ihn das nicht weiter belasten, obwohl er sonst zu den Gefühlvollen zählt. Gehört es doch zum Wesen unserer ins Gewaltsame aufgetürmten Zeit, daß jetzt die That allein entscheidet und im eigenen Dienste sich freispricht.

Neben dem Kriege I

Das Opfer

Bald hinter P . . . schraubt sich unser Wagen die weit-
ausholenden Serpentinien hinauf, wir fahren jetzt un-
unterbrochen durch morgenkühlen Wald, zeitweise blinken
besonnene Täler herauf und steinige Gipfel von hüben
und drüben, mit glitzerndem Schnee in den Schründen.
An ganzen Hecken von Alpenrosen streifen wir vorbei,
gigantische Wolkenungetüme überfliegen uns, zuweilen
meldet sich das tiefe Grollen der Geschütze aus dem Hoch-
gebiet von Lavarone. Wie der Wind uns endlich freigibt,
liegt eine kahle, mattengrüne Höhe vor uns; das Draht-
hindernis am scharfen Horizont sieht aus wie ein Wäldchen
abgestorbener Tannen. Und bald erscheint auch die Be-
festigung, düster, drohend, von merkwürdig finstern Wol-
ken umrahmt. Wir legen das letzte Stück zu Fuß zurück
und gelangen bald in den Graben der Batterie. Die
Geschütze schweigen jetzt; sie äugen verlangend nach der
feindlichen Höhe hinüber, die immer wieder von dichten
Nebeln umflogen wird, so daß dem Artilleriebeobachter
jede Orientierung fehlt. Ganz tief geht es hier ins Tal
der Brenta hinab; man sieht eine winzige Ortschaft und
ein stahlgraues Stückchen See. Strichweise fällt jetzt
Regen ein, in den Pausen dampft der Moosboden, Nebel-

fehen jagen wie tolle Hunde vorbei, beim Weidloch bricht eine ganze Meute auf einmal hervor. Zuweilen spalten sich die Wolkenwände, dann leuchtet in der Ferne ein Stück besonnener Landschaft auf wie ein Inselchen der Seligen.

Seitwärts auf einem Grat ist eine Anzahl Arbeiter mit dem Flechten von Drahthindernissen beschäftigt. Auch Frauen sind darunter, es macht sich sonderbar genug. Aber es gibt hier guten Lohn, und das Leben will verdient sein. Einige von den Leuten haben sich die schweren Stacheldrahtrollen überquer um die Schultern gehängt, man wundert sich, daß sie auf dem glitschigen Pfad da droben das Gleichgewicht nicht verlieren. Kaum hat man das gedacht, kommt Bewegung in die Gruppe; man sieht die Leute droben gestikulieren und sich auf- und nieder-tasten. Dann tönt es herunter: eine von den Frauen sei abgestürzt.

Schon geht aus der kleinen Sanitätsanstalt, die hier in einer Bretterhütte an der Erdwand fleht, eine Patrouille mit einer Tragbahre ab. Der junge Assistenzarzt läuft mit. Wie um den Augenblick noch zu verdüstern, setzt nun Regen in Strömen ein. An über hundert Meter ist die Verunglückte abgestürzt und ebenso weit noch fortgeköllert, mitgerissen von dem rollenden Rad um den Leib. Was soll's da noch zu retten geben? Nach geraumer Zeit stapft ein trauriger Zug den Abhang herauf, etwas unirdisch anzusehen hinter der rauschenden Regenwand. Man sieht fast alles nur in Silhouetten, die nickenden

Träger mit der Bahre, der Arzt an der Seite, ein paar weinende Frauen hinterdrein, nun fällt es doppelt auf, daß alle schwarz gekleidet sind, das ist hier Landestracht. Als man die Bahre endlich in der Hütte niederstellt, wird eine Weile gezögert, das Tuch zu entfernen, mit dem der Körper bedeckt ist. Endlich muß es aber doch geschehen. Es ist kaum noch ein menschliches Antlitz zu erkennen. Die Sterbende stöhnt qualvoll auf und wimmert um Wasser. Man wirft dem Arzt einen Blick zu, der zuckt mit den Achseln.

Ein armes kleines Opfer des Krieges, so neben dem Kriege hin, zur unendlichen Masse dazugelegt. Auch eine Art Tod fürs Vaterland.

Jetzt dröhnt es wieder Schlag auf Schlag aus den Geschützen herüber und hinüber. Die Sicht hat sich wieder geklärt. Der Krieg brüllt auf.

Das Grammophon

Ein anderes Bild: Wir marschieren durch das Val di..., die schöne breite Straße gegen den Paß zu. Allerlei, was an die Front will, wandert mit. Zwei Dinge beherrschen den Augenblick völlig: das mächtig donnernde Werk auf der Höhe und das wundersame Leuchten des Gletschers, der mit seinem silbernen Widerscheine das ganze Tal verklärt. Etwas Feierliches, unsäglich Hohes und Lichtes umspinnt hier den Krieg. Das be-

stätigen alle, die hier dabei sind, besonders jene, die aus Rußland kommen. Gewiß, der Krieg hat mit „Schönheitszwecken“ nichts zu tun, und doch spielt hier in all die Unerbittlichkeit der Geschehnisse immer aufs neue eine reine, helle Andacht herein, der sich auf die Dauer niemand entziehen kann. Und man verspürt es auch: Tirol ist ein durch und durch soldatisches Land; mit seiner hohen Seele steht hier nichts im Widerspruch.

Schuß auf Schuß erdröhnt durch die Mittagsstille; die kurzen Pausen sind vom Gezirpe der kleinen Springer ausgefüllt, die hier zu Tausenden auf den Gräsern sitzen und musizieren. Dort, wo das Knie der Straße nach Norden biegt — sie wird um die Ecke herum von den feindlichen Granaten bestrichen —, haben sich die Unseren eine Höhle in den Fels gesprengt und eine „Frühstückstube“ darin errichtet. Es ist gewiß die merkwürdigste Frühstückstube auf der ganzen Welt. Seitwärts im Gestein sind drei Betten übereinander angebracht (da hier zugleich „gewohnt“ wird), ein Vorhang aus Sackleinen hängt diskret davor. Im Hintergrund ist Raum für ein ganzes Magazin an Kisten, Fässern, Munitionsbehältern. Wir nehmen am Tische Platz, der Hausherr, ein Oberleutnant, schafft Wein herbei, aus den zinnernen Soldatenbechern trinkt es sich kühl und tief. Die Wände unserer Höhle werfen das Licht des Gletschers zurück, der uns dicht gegenüberliegt, und das donnernde Werk füllt den Rest des Tors aus, durch das wir ins Freie schauen. Und wie wir nun die Becher erheben, ertönt Musik aus

dem Felsen. Man traut seinen Ohren nicht — ein mächtiges Grammophon, in den Fels gemauert, ist plötzlich lebendig geworden. Es wurde aus feindlicher Gegend requiriert und spielt nun, so oft man es nur wünscht — die Garibaldi-Hymne. Wir lassen es zur Strafe immer wieder spielen, und die guten österreichischen Kanonen donnern den Paß dazu.

Die Sängerin

Und wieder anderswo — in einer kleinen Ortschaft unweit der italienischen Grenze. Eine kleine Ortschaft mit echt südländischem Charakter. Wenn man nicht vom Schicksal, das jetzt der Krieg bestimmt, hierher verschlagen wird, als Reisender käme man schwerlich in diese Gegend. Und gerade darin liegt jetzt der Reiz des kriegerischen Wanderns, die Werte sind völlig geändert, Unscheinbares erlangt Bedeutung, manch alterbgeessenes Sensationsgelände bleibt unbeachtet liegen. Und schaut man nur näher hinzu, so sieht man überall die Welt in gleicher Bewegung.

Wir waren abends zu Gast bei den Offizieren des hiesigen Stabes. Jetzt streichen wir noch ein Stück durch die ausgestorbenen Dorfstraßen; zum Schlafengehen ist es noch zu früh. Den Platz vor der Kirche schließt ein einstöckiger neugebauter Gasthof ab, der sich „Hotel“ benennt. Vor dem Hause steht auf einer freisunden Kies-

fläche ein hölzerner Kiosk, so eine Art offener „Bar“, wo man allerlei südliche Weine und Spirituosen kredenzt erhält. Drinnen um den runden Tisch sitzen die Offiziere und Kadetten der Artillerie. Der laue Abend bestimmt uns, draußen vor dem Kiosk eine Gästeinsel zu bilden. Die Bedienung besorgt Marietta, die schwarzhaarige Tochter der Wirtin, ein noch recht junges Ding, das sich durch seine Kindlichkeit vor unzarter Behandlung schützt. Man erzählt sich überdies, sie sei so halb und halb verlobt mit einem Soldaten, der draußen gegen Rußland steht. Marietta hat eine weiche zierliche Stimme und kann Gitarre spielen. Man bittet sie um ein Lied. Sie weiß eine sonderbare österreichisch-italienische Soldatenballade, worin immer eine Zeile deutsch, die andre welsch gesungen wird, eine lustige Ballade von einem „nirnußige Patrollführer“, die hier schon in Friedenszeiten bei den österreichischen Soldaten des Trento im Schwung war.

Und nun ergibt sich folgendes: Einmal wollen die Herren im Kiosk das Lied von Marietta hören, dann wieder wir Gäste draußen. Was tut sie? Sie weiß sich zu helfen. Die Klimpergeige im Arm, springt sie mit Grazie hinein und heraus, singt eine Strophe drinnen und eine draußen und versteht es dabei aufs beste, mit beiden Teilen sich abzufinden. Ein biegsam-fluges Seelchen, taktvoll und gefällig, mit einer starken Dosis bewußter Eindrucksfähigkeit. Nun werden aber in nächster Nähe ganz sonderbare Töne laut — man hat das heute angekommene Schlachtvieh auf dem Rasen neben dem Kirchplatze in

Massen umzäunt, und nun brüllt es zuweilen recht grausam in die Zirperstimme des Mädchens hinein. Da aber auch ein Gewitter am Saume der abenddunklen Berge vorüberzieht, schlägt hin und wieder ein dumpfer Donnerschlag dazwischen (oder sind es die Geschütze am Paß?), und drüben, am südlichen Horizont, blüht zuweilen ein suchender Scheinwerfer auf. Ein sonderbar grotesker Augenblick, den man nicht wieder vergißt.

Dolomitenabenteuer

Die Nacht hatte ich in einer kleinen Hütte auf einer Hochalm zugebracht, wo mein Schlaffaß sich sehr nützlich erwies. Diese auf etwa 1900 Meter gelegene Alpe gehört zum Merkwürdigsten, was ich während meiner Wanderung längs der Tiroler Front erschauen durfte. Eine schmale, aber eine Gehstunde lange üppig grüne Alpenweide, die der scheidende Wald wie zum Abschied mit einem blau-schwarzen Fichtenkranz umgibt, um dann den resedafarbenen Hochmatten und dem riesigen Dolomit ihr höheres Recht zu lassen. Ein toller Reigen himmelhoher, höchst barocker Felsgebilde umtanzt das abgelegene Stückchen Welt, dessen frühere Einsamkeit durch das vielfältige Treiben eines hier stationierten Abschnittskommandos belebt wird. Zur Unterkunft für Stab und Mannschaft werden die regellos auf der ganzen Wiese verstreuten Almhütten und Viehunterstände benützt, und sie sind zum Teil bereits recht wohnlich eingerichtet.

Das Originellste an dem Orte aber ist der Umstand, daß einige der scharfgerissenen Zinken und Riffe, die das Panorama nach Süden begrenzen, von italienischen Spähpatrouillen besetzt sind, die uns also, wenn sie gute Augen haben, bis in den Magen hereinschauen können, was uns

aber nicht weiter bekümmert. Zum Schießen, das heißt zum Treffen, ist es für ihre Gewehre zu weit, und Artillerie bringen sie dort nicht hinauf. Damit ist aber nicht gesagt, daß dieser abseitige Winkel lediglich als Idyll zu betrachten ist. Am Tage, bevor ich kam, waren von der anderen Seite, über den westlichen Höhenkamm, an zehn Granaten herübergeflogen, und eine davon war dem Tierarzt, der hier bedienstet ist, mitten durch den Tisch gegangen. Er hatte sich zu seinem Glück wenige Minuten früher aus der Hütte entfernt gehabt.

Als Kommandanten traf ich hier einen jener prächtigen alten Truppenoberste, wie ich sie längs der ganzen Tiroler Linie in den vorderen Stellungen vorfand und bei deren Gedenken mir das Herz vor Freude immer wieder aufgeht. Diese unverwundlichen, herz- und gemüths- warmen alten Haudegen waren vor dem Krieg zumeist schon durch einige Zeit im Ruhestande gewesen und hatten sich auf den unerhörten Treubruch Italiens hin dem Lande schleunigst zur Verfügung gestellt. Einige von ihnen waren allerdings auch bereits in Rußland mitgewesen und hatten sich dort die Eiserne Krone, wenn nicht noch Höheres geholt. Da sie zumeist „Tiroler Kaiserjäger“ waren, kennen sie das hiesige Gelände wie der Wasfl seine Tasche und sind die besten Treuwardeine und Energievermittler, die das Vaterland sich wünschen kann. Vielleicht daß ihre eigenartige Menschlichkeit auch dadurch gehoben wurde, daß sie mit ihrer Soldatenlaufbahn bereits einmal abgeschlossen und sich die Welt von der philo-

sophischen Seite betrachtet hatten. Kurz und gut, unter den Hunderten von Offizieren, mit denen ich während meiner Tiroler Kriegswanderung zu sprechen Gelegenheit hatte und unter denen mir viele wie liebe Begleiter in Erinnerung geblieben sind, haben diese alten Truppenoberste in Summa den Vogel abgeschossen.

Mein Oberst auf dieser Alm also, ich muß seinen Namen begreiflicherweise verschweigen, versetzte mir vormittags, als ich ankam, vor allem ein opulentes Frühstück, so recht im Angesicht der italienischen Patrouillen, und führte mich dann, über ein Granatenloch hinweg, von einer Hütte zur andern, in seine Kanzlei (der Adjutant, Oberleutnant Dr. Ritter v. E., ist „nebstbei“ Ministerialsekretär im Handelsministerium), zu den Wohnungen der Standschützen, die hier alle aus der Bregenzer Gegend sind, zu den Küchen und Ställen, ins Marodenhaus und schließlich auch zu den Unterkünften der eben angekommenen Drahtseilbahnleute, die hier Wichtiges vorhaben.

Am Nachmittag lud er mich ein, den mir nicht näher bekannten Gaul eines Tiroler Landesschützen zu besteigen, und ritt mir voran in die Stellungen hinauf. Zwei Herren vom Stab hielten mit. Es ging recht anmutig einen riesenhaften wackeligen Schuttkegel hinauf, in dessen bröselnden Abhang die Soldaten eine Art hurtig beschleunigter Serpentine ausgefracht hatten. Unsere Pferde, die jeden Augenblick verschmaufen mußten, waren hier schon durch einige Zeit als Tragtiere in Verwendung gestanden und die Last an der Bergseite zu tragen geübt, daher sie

die für Reiter weniger passende Gewohnheit hatten, so glatt am leeren Himmelsgelände hinzustapfen, daß es ein helles Vergnügen war. Als wir endlich die Höhe gewonnen hatten, ging es eine Weile auf einer mildgebauchten Alpenwiese inmitten der denkbar abenteuerlichsten Felsenszenerie dahin, bis wir dicht hinter den Schützengräben absprangen. Die Italiener beschossen gerade unsere Nachbarstellung, die durch ein steiles, schmales Felsenband von uns getrennt war. Der Donner fuhr Schlag auf Schlag aus den Schlünden hervor, stürzte von Wand zu Wand, sah nirgends ein Enteilen und vergrollte mählich in sich selbst, nur um sogleich sein tolles Spiel aufs neue anzusetzen.

Wie unvergeßlich bleibt mir diese Höhenwanderung in der ungeheuerlichen Landschaft, in die ein weltverlorener Gletscher hineinlächelte, die wunderbar den Hängen angepaßten, oft völlig unsichtbaren Schützengräben entlang, diese scheinbar so dünne, aber mit stählernen Herzen bewehrte Panzerlinie des Reiches, an der, wie überall, des Feindes Wahnsinn und Hinterlist bisher so kläglich zerschellte. Im Tiefsten lieben lernt man dieses Land, diese Trutz- und Hochburg von Unbeginn und lernt die Männer lieben, die hier so treu und stark zu beharren wissen.

Am nächsten Morgen schlug ich mich in aller Frühe mit meinem Diener und einem zweiten Soldaten in die Felsenhänge der Cima . . . hinauf, wo wir auf einem höchst windigen Thron, den 3000 Metern nicht mehr fern,



Offizierstisch vor den Drahtverhau

eine unserer ständigen Feldwachen sitzen haben, die dort, auf wenige hundert Schritt von den Italienern, diesen scharf auf die Kappen sieht. Diese braven Burschen wollten wir besuchen. Der zweite Soldat, der mich begleitete, ist alpinen Kreisen kein Unbekannter, es war der Rosengartenführer Desilvestro, der jetzt hier als Landsturmmann und Militärbergführer dient. Wie gut der umsichtige Oberst tat, mir diesen erstklassigen Felsenkranzler auf die Reise mitzugeben, wurde mir erst späterhin klar.

Zu Anfang ging es einen schönen, grünen Teppich aufwärts, in den noch hier und dort, der herbstelnden Kühle zum Trost, ein tiefblauer Enzian oder ein lodernd sich meldender Goldpippau gewoben war, doch bald begann dann die Wildnis von oben immer erstarrender herabzugreifen. Schließlich spazierten wir inmitten eines Kerkers von jäh sich auftürmenden Wänden eine ungeheure Schutthalde hinauf, die von einem ganzen Inferno phantastischer Riesenblöcke übersät war. Zu Füßen eines dieser Kolosse fanden wir eine Tafel, auf der in gutem Deutsch zu lesen stand: „Von $1\frac{1}{2}$ Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags Begehen der Schutthalde wegen Steinschlag lebensgefährlich.“ Es wurde nämlich droben von den Leuten der Wache an den Winterunterständen gebaut und die Soldaten konnten wohl nicht anders, als das überflüssige Gestein in die Tiefe hinabzuschleudern. Ich lobte im stillen die Aufmerksamkeit der Militärbehörde, die hier selbst in der gottverlassensten Öde noch Warnungstafeln anbringen läßt, und entschloß mich, mit meinen Leuten

den Weg zur Rechten zu nehmen, obwohl wir auch dort nicht auf Rosen gebettet sein konnten, denn dorthin pflegten die Italiener, wie mir bereits gesagt wurde, ihre täglichen Schrapnellgrüße herüberzusenden. Doch meldeten sie sich zur Stunde noch nicht, während der Steinschlag von links sich bereits mit rauschendem Gepolter verkündigte. Also wählten wir das noch nicht Bestehende und schlugen uns nach rechts.

Je höher wir kamen, um so überwältigender entschleierte sich in zarter Morgenbläue das Wunder der Dolomiten in Nähe und Ferne. Majestätisch tauchten, wie Inseln aus der Sturmflut, die Häupter der Rosengartengruppe und des Langkofels aus kochender Wolkenbrandung hervor, die Sonne schleuderte rings um Zinken und Zacken die fabelhaftesten Strahlenbündel, zuweilen segte kühler Nebel über uns herein, zermühlte sich wieder und gab die Gotteswelt aufs neue frei. Das Wunderbarste aber war, daß über die ganze unabsehbare Landschaft ein unsagbar zarter silberfiligraner Schleier gesponnen war, der alles trotz der Allgewalt ins traumhaft Ungewisse, geheimnisvoll Gedämpfte verzauberte. Nur ein einziges seliges Spitzchen war in der Ferne von allem Ungewissen befreit und strahlte in unerhörter Schärfe und Deutlichkeit zu uns herüber. Der Vergleich mag gewagt sein, aber es berührte mich wie bei einem der Abziehbilder, mit denen wir uns in der Kindheit vergnügten — ein Eßchen ist bereits entschleiert und lacht uns verheißungsvoll an.

Herr Desilvestro, der Landsturmmann, blieb stehen und deutete weit in ein dämmerig lilafarbenes Thal hinaus. Dort lag ein winziges Schutzhäus auf völlig vereinsamter Matte. Er erzählt mir, es sei sein Eigentum, er und seine Frau betrieben dort in Friedenszeiten eine kleine Wirtshaft.

Wir gelangten nun an ein Streifchen Schnee, das uns aus Schattenverlorener Mulde entgegenblinkte. Eisig hart ließ es sich an; es vergnügte sich am hängenden Rand mit einem kleinen zierlichen Gletscher. Und dann — es lag bereits eine dreistündige Wanderung hinter uns — standen wir zu guter Letzt noch vor einer gut über hundert Meter lotrecht abstürzenden Wand, in die von unsern Soldaten, unendlich mühevoll, ein schmaler Stufensteig geschlagen war. Hier gesellte sich uns ein vierter Wanderer, ein graubärtiger Landsturmmann, der uns mit vieler Mühe von Stufe zu Stufe voranstapfte. Was trug er über der Schulter? Drei mit Bindfaden zusammengechnürte Scheite Holz. In solcher Art, Bündel für Bündel, muß hier das bißchen Brennholz für den Herd heraufgeschafft werden! Der Mann war ein alter Schütze aus dem Pustertal, aber mehr aus der grüneren Gegend, wo es keine Felsensteige gibt. Wir nehmen den Ermüdeten in die Mitte und erreichen endlich das Joch, wo es nun eine Strecke eben dahingeht. Zum Verschnaufen bleibt aber keine Zeit, man geht hier in voller Sicht des Feindes, Herr Desilvestro mahnt zur Eile. Aber schon müssen uns die da drüben entdeckt haben, denn urplötzlich

faucht es wild über unsere Köpfe dahin — siehe da, die Herren Italiener gönnten sich allen Ernstes das Vergnügen, uns vier Männchen auf der windigen Höhe mit Schrapnellen zu traktieren! Wir lehnten nun geduckt hinter einem kaum mannshohen Felsblock und verspürten Geschöß auf Geschöß grimmig nahe an uns vorüberfächeln mit jener Eilfertigkeit und Brutalität, die nun einmal für ein braves Geschöß zum guten Ton gehört. Die Italiener sind, das kann ich ihnen bestätigen, auf diesen Fochsweg ver-teufelt gut eingeschossen; späterhin erst erfuhr ich, es werde dieser Weg von den Unseren überhaupt nur noch in der Dunkelheit begangen, denn der schießwütige Nachbar nehme bei Tage jeden einzelnen Mann aufs Korn, der sich vorüberwage.

Wir saßen nun ein wenig in der Klemme und konnten nicht vor noch zurück. Letzteres wäre übrigens nicht in Betracht gekommen, da ich um jeden Preis zur Feldwache wollte. Und nun bewies Herr Desilvestro, was ein guter Dolomitenführer wert ist. Wir hatten uns zur Seite eine jener anmutig gähnenden Felspalten, die man Ramine nennt und die das Entzücken eines jeden Dolomitenkletterers, aber auch nur eines solchen, bilden. Unser Ramin verlief auf etwa dreißig Meter schräg nach abwärts und mündete dann ganz unvermittelt in eine nebelhafte Ewigkeit hinaus. Herr Desilvestro krallte sich wie eine Katze in diese Todesröhre hinab, schwang sich, ehe sie zu Ende ging, kurz entschlossen um die Ecke herum und blieb dann geraume Zeit unseren Blicken entschwun-

den. Als er aber endlich auf dem gleichen Wege wieder erschien, brachte er uns die fröhliche Nachricht, daß es „ginge“. Also turnten wir drei trotz unserer Rucksäcke, Waffen und schweren Nagelschuhe, unter denen das Gestein nur so splitterte, unserm beherzten Führer nach, der uns jede Fußstellung und jeden Handgriff genau bezeichnete, eine hohe Schule der Kletterkunst, wie wir sie rascher und erstklassiger nicht hätten durchmachen können. Und es ging. Einige Schwierigkeit hatten wir nur mit unserem Pustertaler, der seine Holscheite oben in der Feuerzone lassen mußte und dessen ungelenke alte Glieder sich den diversen unumgänglich nötigen Verrenkungen nicht recht anbequemen wollten. Aber schließlich brachten wir auch ihn um die Ecke herum und frohen jetzt, an Leib und Seele heil, nur ein wenig zerschunden, die gut 500 Meter tief abfallende Felswand entlang, bis wir plötzlich, zum Erstaunen der Feldwachleute, ganz unvermittelt von dieser völlig neuentdeckten Seite bei ihnen landeten.

Hier auf dieser windumbrausten Spitze, vielleicht dem höchsten ständigen Posten im ganzen Tirolerland, klebt am wettergrauen Fels ein hölzernes Schwalbennest, mit dünner Dachpappe gedeckt. Über dem Eingang steht: Franz-Josefs-Hütte. Hier haust der Kommandant, zurzeit ein Kadett der Linzer Landwehr, sonst Jurist in Wien, mit seiner Handvoll Leute. Lugt man im Postenunterstand durch die Scharte, sieht man drüben, ganz nahe auf dem jenseitigen Fels, die Kappe des italienischen Spähers. Hüben und drüben sitzen hier die äußersten

Spähaugen des Krieges. Dazwischen gähnt eine Schlucht, die zur Stunde niemandem gehört als dem Tod, der drunten lauert.

Ich habe, was ich hier erlebte, ein „Abenteuer“ benannt. Ich bin damit nicht recht zufrieden. Da klettert man auf eine Stunde in eine Stellung hinauf, schöpft das Erlebnis des Augenblicks ab und macht daraus ein „Abenteuer“. Die Männer da droben auf ihren grimmigen Töchen und Zinnen erleben dergleichen und noch ganz andres Tag für Tag, durch Wochen und Monate, in Sturm und Eis, in Entbehrung und ständiger Todesnähe und benennen es mit dem tiefsten und verschwiegensten aller Männerworte: Pflicht.

Der Schuster aus Florenz

Beim Divisionskommando wird um 10 Uhr abends ein italienischer Gefangener, ein Überläufer, vorgeführt. Der Mann war zwei Tage und eine Nacht in den Felsen umhergeirrt, bis er sich unseren Posten endlich ergeben konnte. Man merkt ihm die umständliche Wanderung an: auf der Stirne hat er eine ansehnliche Beule, die Hände sind zerschunden, Hose und Schuhe kaputt. Die Kappe hat er auf der Flucht verloren, das einzige, was er außer der jämmerlich abgenützten Montur sein eigen nennt, sind zwei mächtige Brotschnitten mit einem Endchen Salami dazwischen, wohlgemerkt — ein Präsent unserer gutmütigen Soldaten.

Gleich zu Anfang des Verhörs erweist sich, es habe der Mann nicht nur den bedeutsamen Sprung von einem Schützengraben in den andern getan; er ist noch viel weiter gesprungen: aus seiner Heimat, seiner Volkzugehörigkeit, seiner soldatischen Eidbruderschaft ist er glattweg in eine grandiose und nichtswürdige Losgelöstheit von allen staatsbürgerlichen und soldatischen Verpflichtungen hinausgesprungen, und das gesteht er auch vom ersten Augenblick ganz unumwunden ein.

Der Fall scheint mir typisch und einer näheren Beleuchtung wert.

Ernesto Tiraspago (er heißt natürlich anders) stellt sich mit der seinem Volke eigenen schauspielerischen Würde vom Anfang an als einen Mann dar, der, nachdem er nun einmal den entscheidenden Sprung getan, sich wohl oder übel als völlig Unbeteiligter inmitten zweier kämpfender Parteien befindet und der es sich nunmehr auch leisten kann, der „absoluten Wahrheit“ die Ehre zu geben, unbekümmert um die Meinung von hüten und drüben. Als unser Generalstabshauptmann mit der heißen Frage nach den feindlichen Verhältnissen, der Truppenstärke, Stellung, Ergänzungsmöglichkeiten heranrückt, geht er mit liebenswürdigstem Eifer sofort auf die Sache ein, dringt selbst auf Präzisierung und Klarlegung der fraglichen Punkte, zeigt eine Sachkenntnis, die uns verblüfft, und tut aus wärmster Seele tüchtig mit. Ja, es scheint ihm selbst darum zu tun zu sein, nirgends einen Zweifel zu lassen, er versichert sich sogar, ob er jederzeit auch richtig verstanden worden sei.

Die ungewöhnliche Intelligenz des Mannes und seine gewählte Ausdrucksweise erwecken einen Augenblick den Verdacht in uns, es hier vielleicht mit einem verkappten Offizier zu tun zu haben, der uns mit falschen Angaben hinters Licht führen will. Aber abgesehen von der wohl allzugroßen Naivität des Unternehmens, spricht noch ein anderes dagegen — es sind die Hände des Mannes. Zeit meines Lebens habe ich solch flobig wuchtige Schuster-

hände allergrößter Dimension nicht gesehen, wie hier bei diesem Flüchtling aus Florenz. Seine Finger sind gut zwei normale Männerfinger breit, die Handflächen bedecken Länder und Meere. Ich möchte übrigens keinen unzeitgemäßen Spott in seine ansonsten vielleicht ganz ehrlichen Arbeitshände legen, sowie auch seine ganze Art, bei dem nötigen Vorbehalt, uns mit einigem nachdenklichen Mitleid erfüllt. Das Gesicht des Mannes ist ebenfalls recht ungewöhnlich. Der Stabsarzt neben mir flüstert mir zu, „er sehe gar nicht aus, wie ein richtiger Italiener“. Da irrt er aber. Mir ist diese gelblich finstere Mischung von knochennochiger Robustheit und herausfordernder Intelligenz im Toskanischen schon oft begegnet, es ist wie ein Antlitz aus der Gewaltzeit, und wer das famose Bild des Benozzo Gozzoli im Palast der Mediceer kennt, mag sich an das endlose Gefolge im Jagdzug des Magnifico erinnern, da wird er unter den Reitern hin und wieder einen ähnlichen Schädel finden, wie ihn unser Schuster hier aufweist.

Eines muß man dem Manne lassen — er beschönigt nichts. Weder an sich, noch — an den anderen. Warum er desertiert sei? Weil er die Strapazen im Gebirge, die Nachtkälte im dürftigen Zelt, die völlig ungenügende Nahrung, die schlechte Behandlung von seiten der Offiziere nicht mehr ertragen wollte. Und weil er keine Lust habe, für eine Sache zu kämpfen, die ihn nichts angehe.

Ob auch die anderen so dächten wie er. Man höre seine Antwort: „Das ganze Regiment!“

Warum dann nicht alle gleich ihm geflohen seien? „Weil ihnen der Mut dazu fehlt! Herr, auch das Desertieren ist keine Kleinigkeit! Im Morgennebel kriecht man durch den Drahtverhau, stürzt ein paarmal hin, kommt einmal ins Artillerief Feuer der Eueren, dann ins Gewehrfeuer der Unseren, anderthalb Tage streicht man so herum, die Sache erfordert Arbeit. Meine Kameraden wissen das und fürchten sich davor. Sonst kämen sie alle!“

„Also kämpfen sie nicht gern?“ — „Ich wüßte keinen im Regiment. Schickt man unsere Leute auf Patrouille, bleiben sie irgendwo versteckt sitzen und kehren nach zwei Stunden wieder zurück. Sie wünschen sich keine Abenteuer.“

„Als ihr aus Florenz vom Bahnhof weg in den Krieg zogt, seid ihr doch guten Mutes gewesen; wenigstens berichten das eure Zeitungen.“ — „Begeisterung des Weines, Herr! Als die Leute wieder nüchtern waren, waren sie auch alle verkatert.“

„Aber es haben sich euch doch auch viele Kriegsfreiwillige angeschlossen. Die gingen doch aus freiem Willen mit?“ — „Die Kriegsfreiwilligen, Herr, sind bei uns anderen Soldaten nicht sehr beliebt. Es sind meist sehr junge Leute, die sonst nichts zu tun haben.“

„Was bekommt ihr für Nachrichten aus der Heimat?“ — „Man kann nichts mehr bezahlen, Herr. Auf das Fleischessen kann man schließlich verzichten, aber auch die dürftigsten Volksnahrungsmittel sind nicht mehr zu bezahlen. Mit drei Lire im Tag kann man hungern.“

„Ihr scheint ein Mann zu sein, der auch Zeitungen lieft. Wie denkt man über eure Regierung?“ — Er hebt zu lächeln an: „Die Regierung kann jetzt auslöffeln, was sie sich eingebrocht.“

„Wie denkt man über euren König?“ — Jetzt strafft sich etwas in ihm. Fast schreiend kommt es heraus: „Wenn die Sache nicht bald glatt geht, gibt es Revolution bei uns, Herr!“

„Ihr wißt, daß Ihr als Fahnenflüchtling nie mehr in Eure Heimat zurückkehren könnt?“ Er zuckt die Achseln.

„Habt Ihr Verwandte in Florenz?“ — „Brüder und Schwestern. Und den Vater. Der ist über sechzig alt. Um den tut es mir leid.“

„Was gedenkt Ihr zu tun, wenn wieder Friede sein wird?“

„In Osterreich oder Deutschland bleiben und arbeiten.“

Ein Kommentar zu diesem Verhöre, das bis gegen Mitternacht dauerte, ist wohl überflüssig. Überflüssig auch der Hinweis, wie sehr die Aussagen solcher Überläufer mit Vorsicht aufzunehmen sind. Und daß es auch italienische Regimenter gibt, die im furchtbarsten Feuer zu stürmen wußten, dafür sprechen die unerhörten Blutopfer an der Görzer Front und an manchem unserer Tiroler Pässe. Es wirft sich aber trotzdem die Frage auf: Wieviele solcher „Losgelöster“ gibt es in Italien? —

Am nächsten Morgen spazierte der Mann mit Eskorte nach dem Norden ab. Da er ohne Kappe war und man

ihm nicht gut eine österreichische Müze geben konnte, schenkte ihm jemand einen alten Modesirohhut. Er nahm ihn dankbar an und setzte ihn mit Grazie auf. Schien er ihm doch die richtigste Kopfbedeckung auf seiner Wanderung aus einem Kriege, der ihm zweifellos nicht behagte.

Die Standschützen

(Ein Kapitel Organisation)

Wer jemals die Geschichte dieses ungeheuerlichen Völkerringens zu schreiben haben wird, das wir den Weltkrieg nennen, der wird nicht umhin können, die beispiellose Blutsteuer aller am Kampfe Beteiligten nicht nur der aufgetürmten Masse nach einzuschätzen, sondern auch der Opferfreudigkeit nach, mit der sie dargebracht wurde. Zur Stunde, da wir uns noch inmitten der größten verwirrenden Ereignisse befinden und das hohe Ziel zuletzt und allein der Erfolg sein muß, vermögen wir den ethischen Begleitumständen noch nicht genügende Aufmerksamkeit zu schenken. Ihre wahre Bedeutung ist auch noch nicht gekommen. Gilt es aber einmal, die große Friedensernte über dem blutgedüngten Felde zu halten, dann werden aus der unermesslichen Fülle der Geschehnisse nicht jene die befruchtendsten sein, die den stärksten Erfolg verbürgten, sondern jene, die das tiefste Menschentum für sich haben. Denn dort allein liegt künftiges Wachstum und im letzten auch der Keim der künftigen Erfolge.

Die Opferfreudigkeit! Wer wird, was in diesem Kriege darin geleistet wurde, jemals in seiner erdrückenden Fülle übersehen und in Worte fassen können? Wir glaubten

zuweilen, in einem Zeitalter kleinlicher Selbstsucht zu leben; möglich, daß sie in mancherlei Form vorhanden war und auch jetzt noch, in abseitigen Niederungen, geheimen Bucher treibt. Aber das Volk als große Erscheinung hat, je eherner die Faust des Krieges an die Türen der Bedrängten pochte, um so freier und würdiger seinen grausamen Forderungen sich gewachsen gezeigt. Und mehr als dies, es hat aus eigener Kraft noch mehr hinzugelegt, als was sich ihm als bloße Pflicht der engeren Staatsbürgerschaft erwies. Das darf schon jetzt getrost behauptet werden. Dadurch aber wird vieles in diesem unerhörten Geschehen des Weltkrieges, wann immer es rückwirkend betrachtet werden wird, über allen Nutzen und Vorteil des Erfolges hinaus jene rührende und adelnde Gloriole für uns erhalten, die ihm erst den tiefsten ethischen Wert verleiht und es zu einem unverlierbaren, sich immer neu in der Seele verzinsenden Besitztum des Volkes macht.

Spricht man von Opferfreudigkeit, so geht darin vor allem ein kleiner Volksstamm der österreichisch-ungarischen Monarchie voran, der ein altes historisches Anrecht darauf besaß, sich diesen Ruhm zu erhalten, das Volk von Tirol. Nicht anders als zu Andreas Hofers Zeiten hat Tirol auch diesmal um seiner Freiheit und Ehre willen vom ersten bis zum letzten Aufgebot in völlig beispielloser Ausschöpfung seine gesamte Männerkraft von Anfang an unter Österreichs Fahnen eingestellt, und zwar nicht nur die „felddiensttaugliche“ Mannschaft im

Sinne der militärischen Musterung; auch die erdrückende Mehrzahl aller als mindertauglich oder untauglich befundenen und daher gesetzlich völlig militärfreien Leute stellte sich aus freien Stücken der Landesverteidigung zur Verfügung. Darin liegt das hohe, gar nicht genug zu würdigende Verdienst dieses edlen, kernhaften Volkes — ob verpflichtet, ob unverpflichtet, es wollte keinen zu Hause dulden, jeden trieb es an die von Nachbars Verrat so schmähsch bedrohte Reichsgrenze hinaus, um das „Landl“ heil und rein zu erhalten. Im folgenden soll versucht werden, über dieses große Tiroler Aufgebot von 1915, seine Wachrufung, Formung und Weiterentwicklung des näheren zu sprechen. Wobei es allerdings vorerst noch vieles zu verschweigen gilt, denn gerade jetzt, inmitten der Hochflut der kriegerischen Ereignisse, darf begreiflicherweise weder über die Organisations- noch die Stärke- und Ortsverhältnisse der kämpfenden Truppen irgendeine Andeutung veröffentlicht werden. Die Verschwiegenheit in militärischen Dingen ist nirgends wichtiger als im Land Tirol; es führt zur Stunde hinter seinem Wall von geharnischten Bergen einen veritablen Festungskrieg, die Verhältnisse sind nicht in steter Änderung begriffen wie auf den anderen Kriegsschauplätzen; um so ängstlicher muß man auf der Geheimhaltung auch geringfügig scheinender Verfügungen beharren.

Unter solchem Vorbehalt sei nun der Versuch unternommen, über das ältere und neuere Wesen der „Tiroler Standschützen“ einige Aufklärungen zu geben, die zum

Teil auf den vom Verfasser an der Tiroler Front eingeholten Wahrnehmungen und Erkundigungen beruhen. Auf seiner im Auftrage des k. u. k. Kriegsarchivs unternommenen Wanderung längs der ganzen Tiroler Verteidigungslinie hatte er überall Gelegenheit, die „Standschützen“ zu treffen, auf der lichten Höhe des Stilfserjoches, auf den Baldhängen des Val di Sole, in den Felskavernen bei Rovereto, auf den Hochgebieten von Bielgereuth und Lavarone, auf den weltentlegenen Fochen der Fassaner Alpen, allerorten inmitten des Steingetürms der Dolomiten und wieder weiter ostwärts auf allen Seitengeländen des Pustertales, die ganze gepanzerte Grenze der Heimat entlang. Sie lagen theils als selbständig geschlossene Abteilungen in den Schützengräben, theils waren sie anderen Truppen zugetheilt und mit ihnen vermischt. Selbst wenn sie nicht am silbernen Adler auf den Blusenausschlägen zu erkennen gewesen wären, es gab unter ihnen immer ein paar ungewöhnliche Erscheinungen, sechzehnjährige Burschlein mit Kindergesichtern, siebzigjährige Greise mit schneeweißem Patriarchenbart, man bekam es immer von weitem zu verspüren, wann man die Standschützen vor sich hatte. So oft man sich nach ihnen erkundigte, stets erfuhr man nur Gutes über sie; ihr Pflichtgefühl, ihre Willigkeit im Dienste, ihre Geschicklichkeit beim Bauen der Unterkünfte, ihre Vertrautheit mit dem Gewehre, ihre Geduld und Ausdauer bei den im Gebirge unvermeidlichen Strapazen, das alles wurde immer wieder



Weg in die Stellung

von den Vorgesetzten anerkannt und besonders betont. Natürlich durfte man nicht an äußerlicher militärischer Strammheit die soldatische Disziplin der regulären Truppen von ihnen verlangen; sie waren ja in diesem Sinne niemals ausgebildet worden und es würde der Natur der freiwilligen, etwas bieder schwerfälligen Schützen nicht einmal ganz entsprechen. Und da nun einmal das Schießen oder richtiger gesagt das Treffen im Kriege die Hauptsache ist, standen sie und stehen sie noch immer überall vollwertig auf ihrem Posten, ihrem eigentlichen Zwecke, der Grenzverteidigung, vollauf genügend. Man muß dabei immer wieder bedenken, daß es sich bei sämtlichen zur Stunde in Tirol dienenden Schützen um jene Mannschaft handelt, die für nicht militärtauglich, das heißt nicht dienstpflichtig befunden wurde. Diese Tauglichkeit doch zu erweisen, unter allen Umständen ihren Mann zu stellen, ihre letzten, oft gerade nur noch knapp zureichenden Kräfte für die bedrohte Heimat einzusetzen, ist heute wie Anno 1809 ihr Stolz und ihr Ruhm.

Die Einrichtung der Tiroler Standschützen ist schon alt, sie reicht bis ins 17. Jahrhundert zurück. Ohne irgendwelche innere militärische Organisation bildeten sie lediglich sogenannte „Schießgesellschaften“, die sich später dem landesamtlichen Gefüge nach in den Hauptschießstand, den Bezirkschießstand, den Gemeindeschießstand gliederten. Heute umfassen sie eine ganz besondere, nur für Tirol und Vorarlberg bestehende Landsturmorganisation, deren neueste gesetzliche Grundlage auf zwei Verord-

nungen vom 25. Mai 1913 beruht und sich mit der Landesverteidigung und der „Schießstandordnung“ für Tirol und Vorarlberg befaßt. Die „k. k. Schießstände“ unterlagen bisher der Landsturmpflicht und genossen als gemeinnützige und volkstümliche Einrichtung den besonderen Schutz und die Unterstützung der Staatsverwaltung, der Landtage und der Gemeinden. Sie hatten im Frieden das Recht, sich ihre Bekleidung, Ausrüstung und Gliederung selbst zu beschaffen, ihre Offiziere und Unterkommandanten selbst zu wählen, mit Vorbehalt der kaiserlichen Bestätigung für den Dienst des Landsturms.

Wie außerordentlich groß das Interesse für das Schützenwesen in Tirol ist, beweist der Umstand, daß es im Jahre 1908 bereits nicht weniger als 60 000 Schützen in dem verhältnismäßig kleinen Lande gab, so daß auf je vierzehn Einwohner ein Schütze entfiel. Das hat sich späterhin noch erhöht. Die oberste Leitung über alle Schützen hatte im Frieden der Landeshauptmann für das Schießstandwesen mit dem Titel „Landes-Oberst-Schützenmeister“. Ein k. k. Schießstand konnte gebildet werden, sobald sich zwanzig Schützen desselben Ortes oder benachbarter Orte zusammenfanden. Ihre Aufgabe lautete: sie hätten das gesamte Schießwesen für die Zwecke der Landesverteidigung zu fördern, junge Schützen heranzubilden, den Gemeinsinn für die Verteidigung des Vaterlandes zu beleben und zu pflegen. Ihre Rechte waren: Führung des k. k. Adlers auf der Fahne, auf Schild und Siegel; Stempel- und Portofreiheit bei dienst-

lichen Postsendungen; das Abhalten von Freischießen; Anspruch auf Festgaben aus Staats- und Landesmitteln und auf Beiträge zur Errichtung von Baulichkeiten und zur Erwerbung von Grundstücken; ferner der Anspruch auf ärarische Waffen und auf Bezug der Munition zum Erzeugungspreise des Arars.

Eine Verpflichtung, die mit der Ausbildung für den späteren Felddienst zusammenhing, war die Vorschrift, daß die Schießstätte mindestens eine Länge von 300, wozumöglich aber von 600 Schritten haben müsse.

Zum Eintritt war jeder Tiroler berechtigt, der das sechzehnte Lebensjahr vollendet hatte, wobei natürlich auch auf gutes, bürgerliches Ansehen geschaut wurde; wen die öffentliche Stimme als unwürdig verbannte, der vermochte seine Aufnahme auf keinen Fall durchzusetzen.

Jedes Mitglied war gesetzlich verpflichtet, alljährlich an mindestens vier Schießübungen teilzunehmen und dabei wenigstens sechzig Schüsse abzugeben.

Sehr wichtig war den Tirolern die Erlaubnis, bei patriotischen und kirchlichen Feierlichkeiten mit Fahne und Gewehren in ihren Schießstandsformationen mitzutun zu dürfen. Wer je einem solchen festlichen Aufmarsch der Schützen beiwohnte, wie sie in ihren schmucken feldbraunen neuen Uniformen oder den ehrwürdigen Kostümen aus der Väterzeit aus ihren grünen Tälern stramm herausmarschierten, den zieler als tänzelnden Harlekin voran, der vergaß das farbenprächtige Bild nicht wieder. Bei

solchen festlich heiteren Friedensanlässen erwies sich der vaterlandsgetreue kriegerische Sinn der Tiroler in seiner liebens- und achtenswertesten Form. Und wie sehr hat dieses starke und reine Volk nunmehr bewiesen, daß es auch im Ernstfall seiner Überlieferung getreu zu bleiben weiß!

Ihre Offiziere und Unteroffiziere wählten die Standschützen aus ihren eigenen Reihen durch Stimmzettel oder Zuruf. Die Wahl unterlag der Bestätigung des Oberstschützenmeisters. Jeder Standschütze, der nachwies, daß er die nach der Schießstandsordnung geltenden Vorschriften fünf Jahre hindurch erfüllt habe, genoß die Begünstigung, von der vorletzten Reservisten-Waffenübung befreit zu sein. Vermochte er den gleichen Beweis für zehn Jahre zu erbringen, wurde ihm auch die letzte Waffenübung erlassen, was kein geringes Entgegenkommen von Seiten der Militärbehörde bedeutete. Dies Wenige in Kürze über die Friedensorganisation der Standschützen.

Bei Kriegsausbruch wurden alle jene aus dem Schießstande ausgeschieden und in das gemeinsame Heer oder die Landwehr eingeteilt, die sich im wehrpflichtigen Alter befanden, bereits Reservisten waren oder bei den Musterrungen sich als tauglich erwiesen. Unterdessen aber hatte sich das Korps der Standschützen durch massenhaften freiwilligen Eintritt, schon zur Zeit, als das Verhältnis zu Italien bedrohlich wurde, ganz außerordentlich vermehrt. Es wird erst nach dem Krieg oder bei völlig veränderter

strategischer Lage möglich sein, in Ziffern anzugeben, was an wehrfähigen Bataillonen in den drei großen Bezirken von Nord-, Mittel- und Südtirol zusammentrat. Tatsächlich war es bei Ausbruch des Krieges möglich, die ganze große Tiroler Front entlang in sämtlichen Töchen, Pässen und Sätteln, die der Feind wie vermeintlich schlecht verriegelte Tore hinterlistig einzudrücken hoffte, hartnäckigen und entscheidenden Widerstand entgegenzusetzen. Wie stark in dieser „Grenzwacht“ im eigentlichen Sinne der Anteil der Tiroler Standschützen Schulter an Schulter mit den anderen noch verfügbaren Truppen gewesen war, wird die Kriegsgeschichte zum ewigen Ruhm des Landes aufzuzeichnen und zu bewahren wissen. Um jene Zeit kämpfte und blutete aber die eigentliche Blüte der Tiroler Manneskraft in den endlosen Schützengräben Galiziens, der Heimat schmerzlich fern, Wunder über Wunder an Tapferkeit und Opferfreude vollbringend. Greise, Kinder und „Mindertaugliche“ waren es, die zu Hause, im „Landl“ die alte Heldenfahne Tirols entfalteten.

Im Augenblick, als der Krieg mit Italien unvermeidlich schien, wurden die Standschützenbataillone, die den Namen des Bezirkes trugen, aus dem sie sich ergänzten, in aller Eile mit dem nötigen Train (Trägerabteilungen) ausgestattet, es wurde Munition an sie verteilt, Geistliche mit militärischem Rang wurden ihnen zugewiesen, auch erhielten ihre Kommandanten aus den Reihen der kränklichen oder pensionierten Offiziere der Armee militärische

Verater, die ihnen in allen taktischen und administrativen Fragen zur Seite stehen sollten. Es wurde exerziert, Schützengräben wurden gebaut und die im Schießen noch nicht genügend Ausgebildeten hatten das Versäumte raschestens nachzuholen. Dabei nahm aber das Militärkommando Rücksicht auf die Erwerbsfähigkeit der Schützen, so daß man ihre Teilnahme am Exerzieren nur verlangte, wenn es ihnen die häuslichen Arbeiten gestatteten.

Interessant war die anfängliche Versorgung der Standschützen mit Sanitätsmaterial. Alles Verbandzeug und auch alles sonst vom Arzt Benötigte wurde nämlich den Rettungsdepots der Alpenhütten entnommen, die dort in den üblichen großen Kisten in Friedenszeiten aufgestapelt liegen. Man baute das Material auf praktische Gebirgskraxen um und teilte jedem Bataillon je zwei Medikamenten- und zwei Verbandtornister zu. Ihre Ärzte brachten sich die Standschützen fast ausnahmslos aus der Heimat mit; jedem Bataillon schloß sich meist ein Arzt aus der betreffenden Gegend an.

Die Feldausrüstung der Schützen war zu Anfang oft sehr dürftig; sie konnte erst nach und nach ins Moderne, Erstklassige ersetzt werden. Hatte doch das ungeheure Ringen gegen Rußland nicht nur grimmige Opfer an Menschenmaterial, sondern auch an immer wieder zu ergänzenden Kampfmitteln erfordert. So hatte man auch den Standschützen schon zu Anfang ihre neuen Armeegewehre abgenommen; die Ergänzung konnte nur langsam Schritt für Schritt vollzogen werden. Auch an

Spaten fehlte es; man schnitt sie zum Theil aus alten Schaufeln zurecht. Brotsäcke verfertigte man aus alten Zwilchhosen, es galt im Anfang eben alles zu verwenden, was verfügbar war, bis es durch Besseres ersetzt werden konnte. Ein großer Theil der Standschützen sah sich anfangs auch genöthigt, im heimischen Bauern- oder Zivilgewand zum Exercieren oder zum Wachdienst anzutreten; als Abzeichen galt eine schwarzgelbe Binde am rechten, eine grüne am linken Arm. Bei Ausbruch des Krieges gegen Italien waren jedoch die „Feldbataillone“ der Standschützen bereits allgemein mit hechtgrauen Monturen versehen; nur die zurückbleibenden „Wach- und Ersahabteilungen“ trugen noch teilweise Zivilkleidung.

Die Adjustierung der Leute, ihre Exercier- und Gefechtsübungen, die Mannschafschulen, die applikatorischen Besprechungen mit ihren Offizieren stießen anfangs auf ziemliche Schwierigkeiten, da die Leute ja nicht als Gesamtheit in Kasernen, sondern einzeln auf ihren oft weit verstreuten Höfen wohnten und die rechtzeitige Vereinigung zuweilen ein Ding der Unmöglichkeit war.

Bei Aufstellung ihrer Bataillone hatten die Standschützen von ihrem alten Rechte Gebrauch gemacht, sich ihre Chargen und Offiziere selbst zu wählen. Gleich nach der allgemeinen Bewaffnung und Ablegung des Landsturmeides traten alle in den Bezug der üblichen Gebühren, die mit denen der aktiven Heeresmacht vollkommen gleichgestellt sind. Die Offiziers- und Unteroffizierschargen sind gleichlautend mit denen der Armee. Befindet

sich eine Standschützenabteilung im Verband mit anderen Truppen, so gehen die Kommandanten der letzteren (sei es nun stehendes Heer, Landwehr oder Landsturm) im Recht der Befehlgebung unbedingt voran, ganz ohne Unterschied des Ranges. So hätte sich zum Beispiel ein Hauptmann der Standschützen den Befehlen eines Leutnants oder Fähnrichs der Infanterie oder Jägertruppe, mit dem er in derselben Gefechtsfront kämpft, unbedingt zu fügen. Die Standschützenoffiziere (sie tragen Rosetten am Kragenausschlag und eine silberne Säbelquaste) sind eben vor allem als vermittelnde Bindeglieder zwischen ihren soldatischen Heimatsgruppen und den militärischen Kommanden zu betrachten. Ihre Einflusnahme ist mehr interner Natur, aber eben deshalb von großer disziplinärer Wichtigkeit. Da sie aus der freien Wahl ihrer Untergebenen hervorgingen, mit ihnen schon daheim in den Schießständen persönlich verkehrten, alle Besonderheiten ihrer Leute kennen und darauf einzugehen vermögen, besitzen sie auch deren besonderes Vertrauen, was ihre Einwirkung im Interesse des Dienstes sehr wichtig macht.

Ein Kapitel für sich, reich an Beweisen edler Vaterlandsliebe, an Opfermut und schöner Menschlichkeit, bildet die Neuwerbung der Standschützen kurz vor Ausbruch des Krieges gegen Italien. Durch die vielen, immer neu eingreifenden Musterungen war das Korps der Schützen an Zahl und auch an Qualität der Feldtchtigkeit außerordentlich geschwächt worden. Je wahr-

scheinlicher der drohende Überfall des ehemaligen Bundesgenossen wurde, um so dringender erwies sich die Nothwendigkeit, neue Kämpfer herbeizuschaffen. Da galt es, im Volke aufklärend zu wirken, ihm den Ernst der Lage vor Augen zu halten, zu raten, zu ermuntern, zu werben. Im Herzen der Tiroler lag der fruchtbarste Boden dazu bereit. In jedem der drei großen Werbebezirke Tirols wurden einige Offiziere des Aktiv- oder Ruhestandes bestellt, die mit dieser eigenartigen, ganz besondere rednerische und organisatorische Gaben erfordernden Aufgabe betraut wurden. Der Krieg schuf auch hier neue Werte, neue Pflichten, neue Rechte. Ohne Rücksichtnahme auf die im Frieden geltenden Vereins- und Versammlungsgesetze begaben sich die betreffenden Offiziere in die einzelnen Hauptortschaften der Gemeinden, nachdem sie ihr Kommen durch die Standschützenverwaltung hatten ankündigen lassen und die Ältesten des Ortes, den Bürgermeister, den Pfarrer und möglichst viele Interessenten dazu hatten einladen lassen. Die Versammlungen (sie haben Anspruch auf Denkwürdigkeit und werden gewiß ihre Maler und Poeten finden) wurden theils in den Kirchen, theils auf den Ortsplätzen oder im Freien auf der nächstgelegenen Gemeindewiese abgehalten. Dort unternahm es der Werbeoffizier, in kernig vollstümlicher Rede den versammelten Männern von der dem Vaterlande drohenden Noth zu sprechen, sie an die ruhmreiche Tradition der Tiroler, an ihr Gewissen, ihre starke Faust, ihren fuchssicheren Stutzen zu erinnern.

Das Ergebnis war überall das gleiche: wer nur überhaupt noch eine Waffe tragen zu können vermeinte, erklärte sich sogleich für die große heilige Sache gewonnen. Vor allem waren es die Geistlichen, die Ortspfarren und Kapläne, die unmittelbar nach der Rede des Offiziers nun ihrerseits das Wort ergriffen und ihrer Gemeinde auf die Seele banden, wie groß der Ernst der Stunde, wie nötig die Hilfe auch des Schwächsten sei. Im Ultental sprang ein junger Priester auf und rief: „Wenn jetzt nicht der letzte Mann sich meldet, seid ihr nicht wert, Tiroler zu heißen. Wer zurückbleibt, gehört in den Hühnerstall!“ Nach der Ansprache der Priester wurden Bogen zur Unterschrift herumgereicht, in einigen Orten gab man den Leuten noch einige Bedenkzeit, doch hätte es dessen nicht bedurft. Zum Schlusse wurde der Zeitpunkt der Beeidigung festgesetzt, meistens auf etwa acht Tage nach der Versammlung. Zu dieser Beeidigung erwarteten die neu eintretenden Standschützen den betreffenden Offizier bereits in militärischer Ordnung, meist schon in Bataillone formiert, unter Kommando des von ihnen gewählten Majors. Nach dem Abschreiten der Front durch den Inspizierenden wurde eine Feldmesse abgehalten und schließlich, nach einer kurzen Ansprache über die Bedeutung des Fahnenschwurs, die Beeidigung vorgenommen. Von Thal zu Thal wuchs solcherart Bataillon neben Bataillon wie aus der Erde gestampft hervor, in einer ganz unerhört kurzen Zeit, unter den primitivsten Mitteln der Rekrutierung, lediglich aus dem begeisterten Willen

des getreuen, freiheitsstolzen Volkes heraus. Es gibt Dörfer in Tirol, in denen außer den Krüppeln und völlig zusammengebrochenen Greisen kein einziger Mann daheim blieb.

Begebenheiten wie die folgende blieben nicht vereinzelt: In Bozen fährt ein alter Bauer vor dem Kommando vor; vierspännig kommt er angetrabt, sechs Pferde sind überdies hinten angekoppelt, im Wägelchen sitzen seine sieben Söhne. Er verlangt nach dem General, stellt sich stramm vor ihn hin und meldet: „So, da sind wir alle, meine sieben Buben und alle meine Köffer! Und ich bleib auch gleich da!“ — Wer sich zum unmittelbaren Dienst in der Front zu schwach fühlte, verlangte bei der Bahnbewachung, beim Schanzen- und Erdhüttenbau, als Proviant- und Materialträger mitzutun. Die Vertrautheit mit den Bergwegen, mit Terrain und Klima kam den Standschützen dabei außerordentlich zu statten. So kann ihre Teilnahme an diesem beispiellosen Verteidigungskriege, in treuer Kameradschaft mit den regulären Truppen, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Eine militärschriftstellerische Autorität wie der Schweizer Oberst Karl Müller, der einen großen Teil unserer Tiroler Front als Kriegsberichterstatter des Berner „Bund“ bereifte und dessen stammverwandtes Verständnis für unser Tiroler Volk wohl seinen Blick schärfte, seine bewährte Objektivität aber gewiß nicht trübte, schließt einen längeren Artikel über die Standschützen mit folgendem gemäßigten und deshalb um so ernster zu nehmenden Urteil:

„. . . Sie genügen ihrer Zweckbestimmung vollauf. Man darf natürlich an ihr äußeres soldatisches Wesen nicht den Maßstab anlegen wie an eine regelrecht ausgebildete Truppe. Aber viele äußerliche Unvollkommenheiten und Schwerfälligkeiten werden aufgewogen durch die patriotische Begeisterung und Hingebung und das soldatische Pflichtgefühl, von denen die Mannschaften der Standschützenbataillone durchdrungen sind. Vom siebenzigjährigen Greis bis zum siebenzehnjährigen Jüngling sind alle vollzählig zu den Fahnen eingerückt als es hieß, die ‚Welschen‘ wollen ins Land einbrechen. Mancher, den man zum Dienst hinter der Linie zurückschicken wollte, bat mit Tränen in den Augen, man möge ihn doch zur Front mitnehmen; marschieren könne er zwar nicht mehr, aber schießen und treffen könne er noch, das Auge sei noch scharf und der Arm noch fest. — Soviel ist sicher, daß die Organisation der Standschützen bei allen Mängeln, die ihr anhaften, der Lebensverteidigung von Tirol sehr wesentliche Dienste geleistet hat und noch leistet. Sie hat tatkräftig mitgeholfen, den Einbruch der Italiener zu einer Zeit, da alle verfügbaren Kräfte des Heeres in Galizien und Polen in Anspruch genommen waren, abzuwehren. Ihre Kaltblütigkeit in der Gefahr, ihre Standhaftigkeit im Ertragen von Entbehrungen, Anstrengungen und Schmerzen bei Verwundungen sind unschätzbare Eigenschaften. Ein gesunder landsmannschaftlicher Ehrgeiz treibt sie, hinter den Aktiven, den Kaiserjägern und den Landesschützen nicht zurückzustehen.

Es ist aber auch klar, daß eine derartige Landsturmorganisation nur in einem Lande möglich und zweckentsprechend ist, wo sie, wie in Tirol und Vorarlberg, auf eine lange geschichtliche Entwicklung aufbauen kann und wo das Schießwesen und die Schießkunst seit Jahrhunderten in hoher Blüte stehen und sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen sind."

Neben dem Kriege II

Der Kater

Der Kommandant der Briestaubenstation erzählte mir, man befestige den Tauben, die sich im Nachrichtendienst besonders bewähren, einen vergoldeten Ring um den Fuß an Stelle des üblichen silbernen oder blechernen. Er zeigte mir auch eine solche deforierte Taube, die eigentlich ein Täuberich war, der mit seiner Frau, die sich eben brütend vergnügte, ein vergittertes Zimmerchen im großen Taubenhotel innehatte. Man sieht hier streng darauf, daß es den Gästen möglichst wohl ergehe, damit sie vom Gegenpol ihrer späteren Bestimmung um so sicherer wieder hierher zurückkehren. Ihr Wandertrieb beruht ja nicht so sehr auf dienstlicher Beflissenheit, als auf dem etwas lockeren Grundsatz: *ubi bene, ibi patria*. Trotz alledem sind diese Tiere sehr wertvoll, sind überdies arabisches Gut und wer sich daran versündigt, hat nichts zu lachen.

Das erfuhr unter anderm auch ein glatter, stattlicher Garnisonskater, der einem der Offiziere der Station zugehörte. Er hatte sich durch Monate hindurch mit den im Unterbau krabbelnden Mäusen und den üblichen Küchenabfällen begnügt, bis er eines Tages auf den unheilvollen Gedanken kam, der ihm keine Ruhe mehr ließ: wie eine solche noble f. u. f. Briestaube wohl schmecken möge?

Wie lang das Gute mit dem Bösen in seiner Seele rang, ist nicht bekannt. Genug, es stellte sich eines nebeligen Morgens heraus, es habe der Kater über Nacht eine der jüngsten und gewandtesten Brieftauben mit silbernem Ringe gefressen. Die empörten Offiziere packten die Sache durchaus dienstlich an. Sie luden den Kater „unverzüglich“ in die Stationskanzlei und lasen ihm die auf seinen Fall einschlägigen Kriegsartikel vor. Der Kater sah sie glänzenden Auges an und zuckte auch nicht mit der Wimper. Dann ging er hin und fraß noch in selbiger Nacht die schönste molligste Brieftaube mit goldenem Ring.

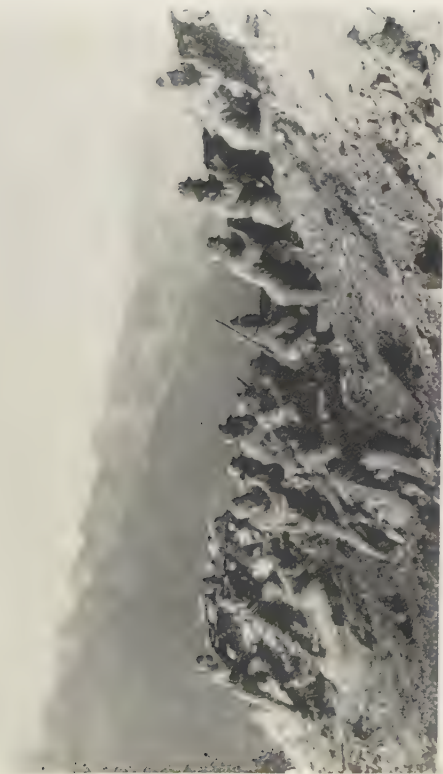
Gnade war für ihn nicht zu erhoffen. Drei wohlgezielte Revolverkugeln durchbohrten sein samtenes Lebermannsfell und er hatte ausgerungen.

Die Fliege

Fahrt von Malé nach Dermulo. Ich komme vom Tonale-Paß und trage noch den ehernen Donner unserer Werke im Ohr. Von jedem dieser vielen Pässe und Joche hole ich mir ein andres Kriegsbild heim, erschütternd groß und wunderbar zugleich. Jedes ist völlig verschieden vom andern, obwohl es hier die gleiche Front und den gleichen Feind gilt. Andre Berge formen sich zu andern Festungen; der Krieger verwächst mit dem Boden, der immer wieder anders ist; verschieden ist überall Zufuhr und Verständigung, verschieden die Wesenheit des Kommandanten, die bis zum äußersten Späher hinaus zu

erspüren ist, verschieden schließlich auch die Landschaftsseele. Denn da doch jeder die Welt von innen heraus erlebt und gestaltet, ob er es nun weiß oder nicht, und da doch jeder vom Kriege zu innerst erfüllt ist, so lang er an der Front steht, empfindet er auch die Landschaft kriegerisch. Das große Erlebnis wächst in Stein und Wolke und Wind hinaus, wird eins mit dem Rahmen, der es umschließt, wird ewig lebendig, unvergeßlich.

So mit dem soldatischen Aufruhr in der Seele fahre ich mit dem wackeligen Bähnchen durch dieses reiche, gesegnete Tal des Trento und spähe irgendwohin nach Frieden aus. Ich sehe in der Ferne, im Dufte ohne Erden schwere, einen Gletscher und ein Schneefeld; vielleicht, daß dort die Sehnsucht landen darf zu einer Sekunde Friedenskraft? Da werde ich folgendes gewahr: auf dem halb herabgelassenen Rahmen des Waggonfensters sitzt eine scheußlich große Fliege, so etwas wie eine Kreuzung zwischen Libelle und Hummel, sitzt und hält eine kleine Fliege mit den Vorderpranken umklammert und frißt an ihr. Der Anblick ist ekelerregend und grausam zugleich, und diese finstere Silhouette fährt jetzt mit mir über den Glanz und die Weihe meines Schneefeldes dahin, mit der Geschwindigkeit des Bähnchens, das mich selber trägt. Sie wächst ins Riesenhafte, deckt ganze Gletscher und Schründe zu, wird grauenhaft bedeutsam, wird zum Symbol. Es ist das alte hohnlachende Geseß von Unbeginn: daß der stärkere Bruder den schwächern frißt. Und nie entflieht die Seele dem Krieg, auch nicht



Schüpfenfette in den Dolomiten

zur Friedenszeit. Sie pflege irgendwo, still in sich, wenn es sie darnach gelüstet, einen kleinen Friedensgarten. Mehr erreicht sie nicht.

Der Hund

Ich glaube, er nannte sich Forl. Ich traf ihn auf einer Alm in den Dolomiten, wo ich beim dortigen Abschnittskommando einige Tage verlebte. Die Sache sah sich recht idyllisch an: auf lachend grüner Aue war eine ganze Kolonie von Heu- und Viehhütten verstreut, die sich unter den eifrigen getreuen Händen der Tiroler Stand-
schützen in Mannschaftskasernen und Ställe, in ein kleines Spital, eine Adjutantur, eine Offiziersmesse verwandelt hatten. Idyllisch sah es aus, es flog nur hin und wieder eine Granate über das wachsbliche Joch herein und zuweilen kamen auch mehrere zugleich, da ließ sich nichts ändern. Einmal war eine dem Tierarzt mitten durch den Tisch gefahren, wie ich schon andernorts berichtet hatte.

Forl war der Hund des Adjutanten. Er saß zumeist in der Kanzlei bei seinem Herrn, am liebsten unter dem Telephon, wo es den ganzen Tag so hübsch „tüh tüh — tüh tüh“ machte.

Sein Herr sprach dort tagsüber und auch über Nacht mit den Soldaten draußen auf all den Sätteln, Zinnen und Türmen, wo die äußersten Ränder der welschen Kriegsflut kochten und brandeten. Dann kam es hin und wieder fauchend hereingeflogen: wuh=wuh=wuh=frach, eine Granate, und im selben Augenblick stürzte Forl

wie wahnsinnig zur Tür und mit tollem Gefläß auf die Wiese hinaus, indem er sich durchaus so gebärdete, als wollte er ein „Aportl“ holen. Das löste bei uns immer ein großes Hallo und Gelächter aus, denn der Hund war allzu drollig in seinem Aportltausch. Im übrigen hab ich ihn stark im Verdacht, daß er durchaus wußte, was eine Granate sei und daß es ihm gar nicht ums Aportieren zu tun war. Ich glaube vielmehr, Forl war ein Humorist, der uns auf seine Weise nützen und uns im schlimmen Augenblick auf andere Gedanken bringen wollte, indem er sich dünner stellte als er war, wozu sowohl Verstand als auch ein tapferes Herz gehört.

Die Fahnen

Was soll der Ausdruck „leblose Dinge“? Er sollte uns längst abhanden gekommen sein. Die Dinge kochen ja nur so vor lauter Lebendigkeit! Nur sehen muß man es wollen. Ströme du dein Leben in die Welt hinaus und laß die Türen offen, es wuchet tausendfältig wieder zu dir herein. Selten empfand ich das so deutlich wie unlängst im traulichen Bozen, als ich um Mitternacht aus dem „Bazenhäusl“ heimging.

Tags vorher war unser Thronfolger hier gewesen, noch hingen von allen Fenstern, Balkonen und Dächern die festlich farbigen Fahnen, am zahlreichsten in der Laubengasse, durch die ich eben schritt.

Die Gasse war völlig leer, ich ging als der einzige

Mensch in ihr dahin. Was jedoch ein unerhörtes Leben führte, das waren die Fahnen. Sie wehten im Nachtwind dicht gedrängt und bauschten und verschlangen sich mit den rotweißen Wellen ganz wunderbar phantastisch ineinander, wobei das scharfe Licht der elektrischen Bogenlampen sie von oben herab völlig durchflutete. Dem einsamen Geher war zumut, als schritte er ganz allein unter einem endlosen Baldachin gespenstig erneuten Volksjubels dahin, der wohl im Eigenleben der Fahnen zu sehen war, sein Ohr aber nicht mehr erreichte. Es war wie ein neuerlich wachgeborener festlicher Taumel, ein Farben- und Tanzrausch ohnegleichen, ein märchenhaft launiges Spiel des nächtlich brausenden Elements mit den verlassenen Symbolen der Menschenfreude. Nie war mir so tief zu Bewußtsein gekommen, was für ein edles, vornehm bedeutsames Ding eine Fahne sein kann. Ich starrte und starrte und konnte aus der Gasse nicht mehr fort. Und dann verwunderte ich mich, daß nicht die ganze Stadt auf den Beinen war und staunte gleich mir. Dann wäre aber auch der geheimste Reiz dieses schweigenden nächtlichen Zaubertanzes der Fahnen Tirols verflogen gewesen.

Der Schlüssel zu allen letzten Dingen heißt einsames Schauen.

Das Denkmal

Und dann in der gleichen Nacht, die Glocke vom Pfarrturm schlug eben halb zwei, da hob mich ferner leiser Gesang aus dem Halbschlummer auf:

„Gloria, Gloria, Gloria, Vittoria!

Mit Herz und Hand fürs Vaterland, fürs Vaterland!

Die Vöglein im Walde, die singen ja so wunderschön:

In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn.“

Näher und näher kam es, wurde deutlicher. Schon war es wie der starke getreue Schritt einer marschierenden Tausendschar zu ahnen. Mein Fenster ging auf den Walterplatz. Er lag verlassen da, im Mondschein wie verzaubert. Den ganzen Platz beherrschte das schöne Denkmal Herrn Walters von der Vogelweide. Es war das einzig Menschliche in der ganzen steinernen Runde und auch er, der Meister, war ja schließlich versteint. Das Mondlicht aber geisterte mit wunderlichen Schatten in seinem sinnenden Antlitz und in den schweren Falten seines Mantels herum. Und da kam es bereits um die Ecke marschierend, in kriegerisch beschwingten Doppelreihen, Schulter an Schulter, ausgreifend im Schritt, dem wulstig gepackten Rucksack zum Trost, Soldaten, ein Regiment der Tiroler Kaiserjäger, neue Reservetruppen, von einem Nachtmarsch heimkehrend. Jetzt setzten sie eben an zum vollen Chorus:

„Ich hatt einen Kameraden,

Einen bessern findest du nit.

Die Trommel schlug zum Streite,

Er ging an meiner Seite.

Gloria, Gloria, Gloria, Vittoria.“

Die nun folgenden Minuten bleiben mir für immer unvergeßlich. Kompanie hinter Kompanie marschierte

singend an Herrn Walters Denkmal vorbei, und es war, als hielte der Sänger auf dem sonst völlig menschenleeren, monderhellten Platz eine nächtliche Heerschau ab. —

Herrn Walters Leben, wir sind ihm bereits um sieben Jahrhunderte „voraus“, ist an klingendem Lohn und eitlen Ruhm nicht allzu reich gewesen und am Ende hatte er gemeint, ihm sei das Leben wie ein Traumgesicht entschwunden, als hätte er geschlafen und es nicht gewußt. Ich wünschte in jenem Augenblick, es gäbe eine Macht, dem Sänger zu zeigen, was sein stilles Denkmal jetzt erlebte. Es ist Geist von seinem Geiste, der uns zur Stunde beherrscht. Und Bozen war damals schon im gewissen Sinne ein reichsgetreuer Wall gegen die übermütigen Allüren der welschen Burgherren rings um den Gardasee. Vor sieben Jahrhunderten!

Der Stellwagen

An der ganzen Tiroler Front fand ich immer wieder die Wahrnehmung bestätigt, daß die Truppen auf den Höhen, auch auf den ungastlichsten und entlegensten, zwar ungleich größere Strapazen und Einschränkungen zu erdulden haben als die Besatzungen in den Tälern, daß aber die Himmelsnähe und der befreite Blick ihnen in Kampf und Gefahr auch ein ungleich erhöhteres und lichteres Lebensgefühl verschaffen als den Brüdern im bedrängten Tal.

Am deutlichsten empfand ich das auf der Sohle einer dunklen Talenge, die man eher schon eine Schlucht nennen könnte, wo eins unserer Sperrforts den besonderen Appetit der italienischen Granaten erweckt hatte. Der verflossene Bundesgenosse sandte uns auf die enorme Distanz von zehn Kilometer nicht weniger als 145 Geschosse herein, von denen jedes 380 Kilogramm wog und 1 Meter 20 Zentimeter hoch war. Diese netten Ungetüme kommen mit einer merkwürdig brummigen Gelassenheit herein, ihre Luftreise ruft im Verein mit dem stets dienstbereiten Echo ein höchst charakteristisches Gepolter wach und die Offiziere pflegen hier zu sagen: „Der Stellwagen kommt.“ Ihren Donnergang vollenden sie dann allerdings mit einem wahrhaftigen Höllenkrach und einem ganz unbändigen Geheul und Gepfeife, da ja Sprengstücke von Meterlänge herumfliegen, von denen jedes sich auf seine Art musikalisch auslebt! Das geschieht in einer kaum fünfzig Meter breiten, von tannendunklen Hängen umfaßten Sperre, wo es weder für die eilfertigen stählernen Gäste, noch für die nachdenklichen Wirte ein Enteilen gibt — und geben darf. Eine dieser Satanspillen war wie eine wilde Hummel an die rechtsseitige Talwand aufgeflogen, dann auf die linksseitige übergesprungen und hierauf, ohne zu freipieren, in zierlichem Bogen mitten im Bache gelandet, wo ich ihr dann einen Besuch abstattete. Sie lag, in die Bachkiesel eingebettet, so harmlos da, als hätte sie nur scherzen wollen, ließ sich den blanken Stahlleib von den Wellen fühlen und spielte Idyll.

Zur Stunde, da ich dort war, ließen sich die Offiziere gerade eine Speisebarade zimmern. Wir saßen die ungehobelte Bank entlang, über unsern Köpfen wurden mit wuchtigem Hämmern eben die Dachbretter eingeschlagen, denn die Sache war eilig und wir mußten uns, was wir uns zu sagen hatten, gehörig in die Ohren brüllen. Außer dem Frühstück, das wir unsern Rucksäcken entnahmen, wurden auch Sprengstücke herumgereicht, deren abenteuerliche Formen wir mit unverhohlenem Respekt bewunderten. Der Hauptmann neben mir erzählte: „Unlängst plakte ein solches Luder auf ungefähr zweihundert Schritte vor mir, der ich eben auf dem Weg in unsere Stellungen war. Der Luftdruck warf mich zu Boden; nun, ich stand halt wieder auf.“ Mir zur andern Seite saß der Feldkurat; er war vor Kriegsbeginn auf Mission in Amerika gewesen, scheint überhaupt zu den strengerer Geistlichen zu gehören. Von der humorvollen Jovialität manches seiner Tiroler Kollegen fand ich wenig an ihm. Oder war es die Dusterheit dieses Ortes, die sich seiner so wie aller übrigen hier bemächtigt hatte? Einmal sagte er mit einem Anflug von Predigerbeflissenheit: „Was wir hier in diesen Tagen mitmachen, ist eine Schule des Schmerzes. Es kann den Wegen unserer Seele nur heilsam sein.“ Im nächsten Augenblick sprang ein junger Leutnant herein, seines bürgerlichen Zeichens Ingenieur, wie ich später erfuhr, und verbeugte sich ironisch: „Fröhliches Massengrab, meine Herren!“ — „Das ist nämlich hier der übliche Gruß,“ erklärte der Haupt-

mann lächelnd. „Denn einerseits — man kann doch niemals wissen, und anderseits wollen wir damit das Schicksal ein wenig ablenken, das sich ja bekanntlich immer anders erfüllt als man denkt. Beim Theater pflegt man sich ja ebenfalls Arm- und Beinbruch zu wünschen und meint es anders.“

Gewiß, gewiß, also — Fröhliches Massengrab, meine Herren, dachte ich mir, aber ich meine es anders.

Ich hatte später Gelegenheit, auf vielen der wolkenumjagten Steinsättel und Joche, besonders im Gebiet der Dolomiten und der Fassaner Alpen, unsere Hechtgrauen in höchst abenteuerlichen Formen der Kriegsgefahr und Not dahinleben zu sehen, aber ihnen allen war die Himmelsnähe und der befreite Horizont wie ein reiches, wenn auch oft unbewußtes Geschenk gegeben, das sie innerlichst stärkte und über die Misere des Augenblicks erhob. Ihnen allen ging es meines Erachtens besser, als den Leuten in jener Waldschlucht, in der der „Stellwagen“ sein Unwesen trieb und das „Fröhliche Massengrab“ herumspukte.

Der Mittagsweg

Nun nicht mehr neben dem Kriege, sondern mitten darin. Ich ging in den Dolomiten auf einem von unsern Soldaten kühn angelegten Alpensteig, der zuletzt in imposanter Steile glattweg in den Himmel stieß, zu einem unsrer vordersten Schützengräben hinauf. Vor uns, ich

befand mich in Gesellschaft einiger Offiziere vom Brigadekommando, bewegte sich in einiger Entfernung ein Mann, der eine Ofenröhre hinauftrug für den Herd seines Unterstandes. Es gab ein ungewöhnliches Bild, da er droben an der höchsten Biegung mit seiner wunderlichen Last urplötzlich in den Himmel einzog und verschwand.

Wir standen zuletzt vor einem in immer gleicher Schichthöhe hinlaufenden Hochweg, der stückweise im Schrapnellbereich der Italiener lag.

Einer etwa dreißig Schritte hinter dem andern, um ein möglichst geringes Ziel zu bieten, durchschritten wir die gefährliche Zone, einen ganzen Garten von ausgefühlten Granatentrichtern entlang, umrahmt von der großartigsten Landschaft, verloren an eine ungeheure Fernsicht, die sich hier in früheren Friedenszeiten wohl noch niemals einem menschlichen Blick überliefert hatte. Um an des Krieges Not zu erinnern, sandte tief unten im blaugrauen Tal eine kleine, über Nacht von den Italienern zusammengeschossene Ortschaft ihre letzten fliegenden Rauchsäulen auf. Ansonsten wuchtete allerorten nichts als starrende Größe, Kühle und Feierlichkeit.

Als wir aber, um die nächste Ecke schwenkend, die vorderste Stellung der Unsern erreichten und über die Brustwehr spähten, gewahrten wir den Feind auf kaum vierhundert Schritte vor uns. Die Italiener hatten sich, erheblich tiefer als wir, auf einer uns zugeneigten moosgrünen Hochmatte mit scharfgezackten braunen Schützengräben festgebissen. Übersichtlich wie die Planstudie eines

Ingenieurs hob sich das dunkle Erdwerk von der helleren Fläche ab, man hätte sich nichts Deutlicheres und Instruktiveres wünschen können. Und jede fürwichtige Nase, die sich drüben gezeigt hätte, würde zur Stunde im prallen Mittagslicht eine unfehlbare Tirolerkugel auf sich gezogen haben. Das wußten die jenseitigen Herrschaften wohl auch, denn es regte sich drüben nichts, nicht einmal ein suchender Flintenlauf.

Unsere Reise war jedoch noch nicht zu Ende. Es galt zu unserer vorgeschobenen Artillerie zu gelangen. Wir hatten in einer der letzten Nächte zwei Geschütze auf eine Art Felsennase hinaufgeschafft, die auf weitere 150 Meter vor unserer Stellung ins feindliche Luftmeer hinausstach, sich also fast schon in der Mitte zwischen uns und den Italienern befand. Es war keine Kleinigkeit gewesen, in finsterner Nacht auf dem rasch ausgehauenen Saumweg die schweren Geschütze hinüber und hinauf zu bringen. Ein Schimmel war uns dabei abgestürzt, man sah den aufgedunsenen Kadaver tief unten in der Mulde liegen.

Der Kommandant jener beiden Geschütze hatte eben bei den Herren im Schützengraben zu Mittag gespeist — man saß auf Brettern um die offene Feldküche herum — und er lud uns nun ein, ihn auf seinem Rückweg zu begleiten. Er verschwieg uns aber nicht, daß die Sache von einiger Romantik sei, selbst nach den hiesigen etwas leicht gewogenen Begriffen. Man hatte nämlich zu allererst den deckenden Graben nach vorne zu verlassen und sich sodann, ein ganzes Viertelfündchen lang, eine glatte

Felswand hinaufzuwinden, immer voll in Sicht der Italiener, denen man solcherart auf die kurze Distanz ein lebendiges Scheibenbild abgab, wie kein Praterschießstand es sich besser wünschen konnte. „Damit uns aber die Herren von drüben nicht belästigen,“ meinte der Artillerist, „werden wir selbst ein wenig zu knallen beginnen; dann ducken sich die drüben und lassen uns in Ruhe.“ — Gesagt, getan. Und so unwahrscheinlich es klingen mag, wir kamen auf dieser etwas abenteuerlichen Kriech- und Klettertur, einer etwa zwanzig Schritte hinter dem andern, am Ende unbehelligt bei unserem Artillerieposten an, während unsere Schützen Knall auf Knall den feindlichen Fuchsbau bestrichen.

Das eigentlich Bemerkenswerte scheint mir aber zu sein, daß der junge Artillerieoffizier mir hernach erzählte, er pflege diesen Weg täglich um die Mittagsstunde zurückzulegen, um bei den Kameraden zu essen und mit ihnen ein wenig zu plaudern. Natürlich könne er dann nicht immer von unserer Seite aus schießen lassen, meinte er, das wäre unerlaubte Munitionsverschwendung. Um so fleißiger nähmen ihn dann die Italiener aufs Korn, worauf er sich im eigenen Interesse bemühen müsse, den Herren das Zielen möglichst zu erschweren. „Man läuft ein paar Schritte vor, bleibt dann stehen, springt wieder vor, kurz und gut, die drüben ärgern sich zu Tod, denn sie treffen nichts; und hoffentlich bleibt es auch so.“

Der Artillerieleutnant, der so sprach, war seines bürgerlichen Zeichens Elektroingenieur, ein verwegener und

unternehmender junger Mann, der in Amerika, im Staate Onterio, lange Jahre mit indianischen Arbeitern zu tun gehabt hatte. Auch an den Niagarafällen hatte er bei den großen Turbinenanlagen mitgetan. Er war zu sehr ein ganzer Mann, um nicht auch ein guter Soldat zu sein.

An Amerika wurde ich auch ein anderes Mal erinnert, als ich auf dem höchsten und unwirtlichsten aller Dolomitenpässe, wo schon im Sommer alles Wasser zu Eis erstarrt, die dortige Verteidigungsstelle besuchte. Eine ganze Stadt an Bretterhütten und Felsunterständen, an Steinwällen und Schleichgängen war dort oben auf den Jochkämmen hervorgezaubert worden, in einem schauerlich nackten Felsgefild, wo Duzende von noch ungesammelten Schrapnellhülsen wie Muscheln im Sand herumlagen. Es gab ein grandioses, geradezu märchenhaftes Bild, was da durch Energie und Menschenfleiß geschaffen worden war. Ich mußte an einige der wunderlichen Wohnstätten denken, die uns Sven Hedin aus seinen tibetanischen Reisen übermittelt hat. „Die Stadt des Dalai Lama“, so würde ich das Bild benennen, wenn ich es malen könnte. Als Kommandant auf jener, von den Italienern heiß begehrten und immer wieder vergeblich angegriffenen Stellung begrüßte mich ein hoher glattrasierter Oberleutnant, der ein großes Knidmesser im Stiefelschaft trug und auch sonst etwas beruhigend Wildwestliches an sich hatte. Auf meine Frage, was er in seinem Friedensberufe sei, bekam ich zur Antwort:

Professor der Philosophie in Columbia. Der Mann war seiner Geburt nach Österreicher, Wiener, und hatte nach einem höchst abenteuerlichen Lebenslauf, den zu erzählen ich nicht ermächtigt bin, auf der Universität zu Columbia Wurzeln geschlagen. Nun stand er hier auf unsern getreuen Bergen, war wieder völlig Österreicher geworden und hielt mit starker, unerbittlicher Hand den Kiegel zu einer unserer wichtigsten Felsthüren zu.

Das Konzert

Abends auf einer porphyrnen Zinke, etwa 2700 Meter über dem Meere. In der Felsenkammer des Telephonisten ruft es zierlich und geheimnisvoll: „Tüh, tüh! — — Tüh, tüh!“ Von irgendwoher springt uns ein fremder Wille an, läuft über Kamm und Öde, Schlucht und Finsternis.

„Hallo?“ — „Hier Leutnant Brenner. Servus! Wart' ein wenig — — es geht gleich los. Der Müller ist da und der Sidola!“

Der andere lauscht. Die Glut auf allen Gipfeln rings wird immer gesättigter, die Landschaft wächst ins Ungeheuerliche. Irgendwo zanken noch ein paar Geschütze herum, es gibt ein fernes, fast möchte man sagen friedlich rollendes Gepolter, dem bald die Stille der Sterne folgen wird.

Da horch, was strömt herauf? — urplötzlich eingesetzt mit vollem, seligem Schwall? Dämme der Entsagung

reißt es nieder, erfaßt das Herz und tanzt mit ihm: Donaustellen-Walzer. Geige, Zither, Gitarre. Auf dem Z.-Turm haben sich drei brave Musikanten zusammengetan. Dreimal gesegnet die Stunde, da sie ihr Handwerk erlernten!

Der einsame Mann auf der Höhe lauscht und lauscht. Er trinkt die etwas rasselnnd versponnenen Töne wie ein Verdurstender. Musik, wie lange schon entbehrt, hier in einfältigster Form und doch wie köstlich! O, wenn das die andern hören könnten, die Kameraden rings auf den verlassenen Jochen und Zinnen, die jetzt umkühlt sind von des Abends tiefster Purpurglut! Nun ja, warum auch nicht? Nur rasch Verbindung gesucht und weitergegeben.

„Hallo — Konzert ist da — auf dem Z.-Turm — haltet Anschluß — gebt es weiter!“

Und jetzt, wie wunderbar — da musizieren drei scheinbar für sich allein auf irgendeinem gottverlassenen Dolomitblock, und rings die ganze starrende Front entlang, hinausend ins unabsehbare Abendrot, springt die Melodie von Turm zu Turm, von Sattel zu Sattel, trifft da ein Herz, trifft dort ein Herz, bringt ihm Heimat, Frohsinn, Tanz und Rausch, Traum von Liebe und Glück.

Es ist ein märchenhaftes Konzert. Die Hörer sitzen im purpurnen Himmelsaal (dem höchsten, der je ein Konzert umspannte). Jeder thront auf königlichem Stuhl, Mann der großen Tat, Mann, auf den es ankommt, Wächter seiner Heimat!

Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte

Jeder Band gebunden eine Mark

1. Bd.: Aus den Kämpfen um Lüttich. Von einem Sanitätsfeldaten.
 2. Bd.: Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft. Von Franz Oppenheimer.
 3. Bd.: Der englische Charakter, heute wie gestern. Von Theodor Fontane.
 4. Bd.: Preussische Prägung. Von Lucia Dora Frost.
 5. Bd.: Friedrich und die große Koalition. Von Thomas Mann.
 6. Bd.: Die Fahrten der Emden und der Ayesha. Mit 20 Abbildungen. Von Emil Ludwig.
 7. Bd.: In England — Ostpreußen — Südösterreich. Von Arthur Holitscher.
 8. Bd.: Der deutsche Mensch. Von Leopold Ziegler.
 9. Bd.: Russischer Volksimperialismus. Von Karl Leuthner.
 10. Bd.: Die Flüchtlinge. Von einer Reise durch Holland hinter die belgische Front. Von Norbert Jacques.
 11. Bd.: Zwischen Lindau und Memel. Von Paul Schlenther.
 12. Bd.: Deutsche Kunst. Von Karl Scheffler.
 13. Bd.: Gedanken zur deutschen Sendung. Von Alfred Weber.
 14. Bd.: Die Fahrten der Goeben und der Breslau. Mit 18 Abbildungen. Von Emil Ludwig.
 15. Bd.: Die Front in Tirol. Mit 8 Abbildungen. Von Franz Karl Ginzkey.
 16. Bd.: Im Kriege durch Frankreich und England. Von Hans Vorst.
 17. Bd.: Staatssozialismus. Von Leopold von Wiese.
 18. Bd.: Österreich und der Mensch. Von Robert Müller.
 19. Bd.: Deutsche Zukunft. Von Ernst Troeltsch.
 20. Bd.: Das amerikanische Gesicht. Von Arthur Holitscher.
-

Gesamtausgaben moderner Dichter

Björnsterne Björnson

Gesammelte Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen 15 Mark.

Richard Dehmel

Gesammelte Werke in drei Bänden. In Leinen 12 Mark 50 Pfennig, in Halbleder 16 Mark.

Theodor Fontane

Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden. In Leinen 20 Mark.

Gustaf Geijerstam

Gesammelte Romane in fünf Bänden. Geheftet 12 Mark, in Leinen 15 Mark.

Otto Erich Hartleben

Ausgewählte Werke in drei Bänden. Geheftet 8 Mark, in Pappbänden 10 Mark, in Ganzpergament 15 Mark.

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke. Gesamtausgabe in sechs Bänden. In Leinen 24 Mark, in Halbleder 30 Mark.

Henrik Ibsen

Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen gebunden 15 Mark.

Peter Mansen

Ausgewählte Werke in drei Bänden. In Leinen gebunden 12 Mark.

Arthur Schnitzler

Gesammelte Werke. I. Die erzählenden Schriften in drei Bänden. In Leinen 10 Mark, in Halbleder 13 Mark.

Gesammelte Werke. II. Die Theaterstücke in vier Bänden. In Leinen 12 Mark, in Halbleder 16 Mark.

Bernard Shaw

Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden. In Leinen 12 Mark.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

